

45. Jahrgang

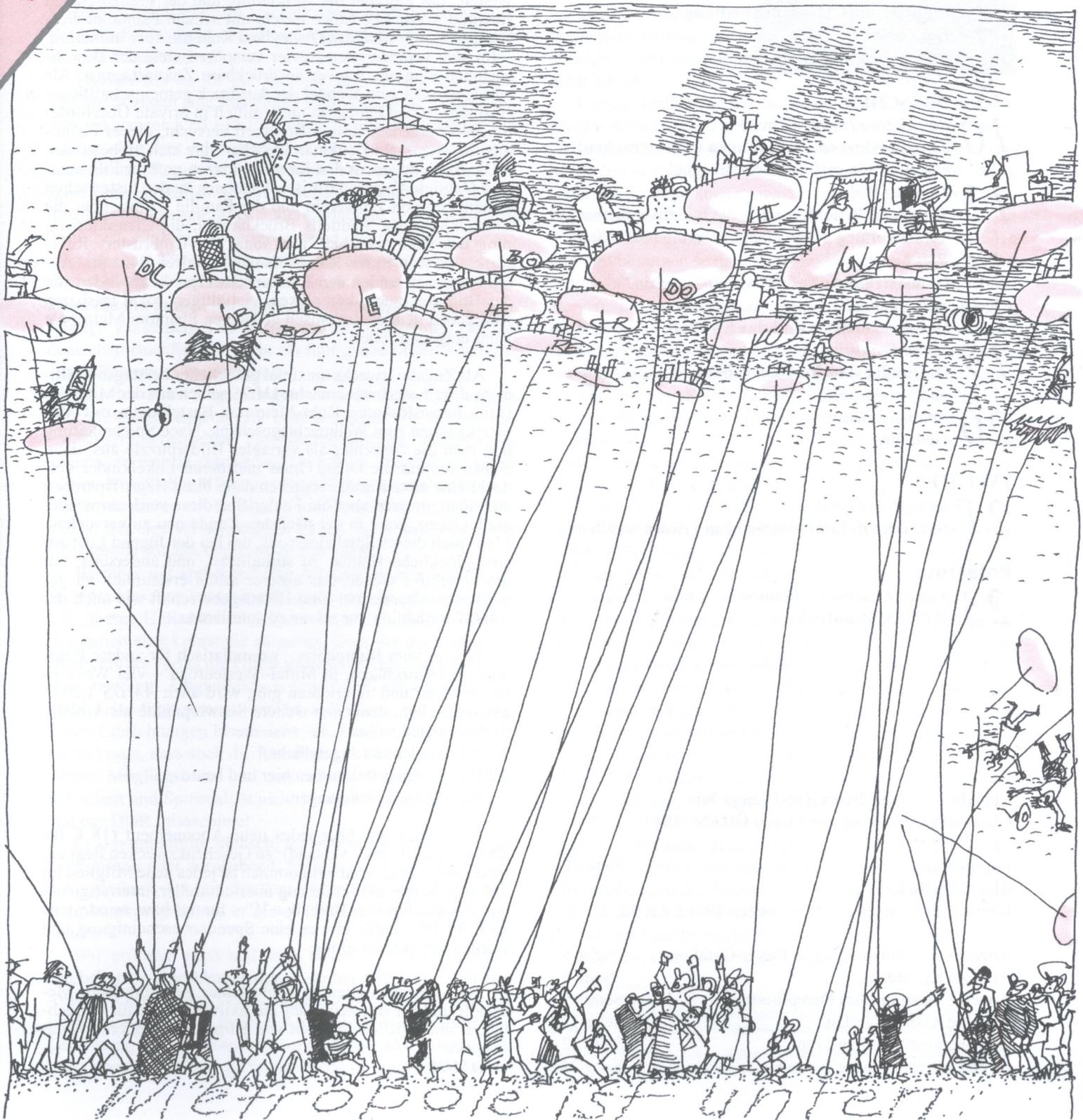
4-2012

€ 4,50

METROPOLE RUHR
VON UNTEN & VON OBEN

AMOS

erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet



Inhalt

Kolumnen

- 3** Hermann Schulz
Shalom, Georg
4 Wolfgang Belitz
**„Das religiöse Bekenntnis zum Leitbild der
 Dienstgemeinschaft“**

Schwerpunkt: Metropole Ruhr von Unten & von Oben

- 5** Rolf Euler
Was wurde da besichtigt?
6 Peter Strege
Industriedorf/Menschensiedlung
7 Leo Löwe
Ruhrgebiet geht perverser
8 Robert Bosshard
DRESCHER
10 Rolf Euler / Hartmut Dreier
Emscherskizzen – von Filmen und Menschen:
 wie ein „Wimmelbild“ von Breughel
13 Manfred Walz
Duisburg-Bruckhausen – die Initiative übernimmt
 Verantwortung gegen eine pflichtvergessene Stadt
16 Rolf Euler
Industriekultur auf Zollverein – wohin?
18 Rolf Stefaniak
Der Ruhrmensch und das Kapital
19 Anton Schlösser
Die Städte sind für Dich gebaut
 oder: Metropole
20 Anton Schlösser
Gedichte

1WURF

- 21** Sumaya Farhat-Naser
Das Gute ans Licht bringen kann Frieden schaffen

Palästina

- 23** Kairos Palästina – Bethlehem, am 12. 11. 2012
Weihnachtsaufruf

Der ABO-Auflage dieses **AMOS** liegt bei:
 Ökumenischer InformationsDienst ÖID Nr. 101

Impressum ...	Seite 12
Abo-Bestellschein ...	Seite 10
Literatur / Lesetipps ...	Seiten 10, 12, 15, 18, 21, 23

Anzeige Coordination gegen Bayer-Gefahren	Seite 5
Anzeige KD-Bank...	Seite 8
Anzeige Westfälisches Dampfboot ...	Seite 15
Anzeige Klartext Verlag ...	Seite 17
Anzeige memorandum-köln	Seite 22
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Editorial

Endlich, ungefähr mit der Jahrtausendwende, ist das Ruhrgebiet wieder zur Ruhe gekommen. Wilde Kräuter überwuchern die gedankenlos hinterlassenen Industriebrachen, und rührige Studierende bevölkern die schnöde hingeworfenen Ruhruniversitäten. Die Freude an den allerorts aufblühenden lokalen Zukunftsmöglichkeiten lässt die **AMOS**-LeserInnen aufs Fahrrad umsteigen und ihre Enkelkinder in Parkanlagen ausführen ... und so radelt Peter Strege uns voraus ins Industriedorf Ruhr. – Andererseits, wenn ein Weltbild, wie das der Montanökonomie, zerbricht, also wenn die herrschenden Verhältnisse nicht länger als naturgegeben angesehen werden können, dann ist die überkommene Verfassung einer Revision zu unterziehen. Vor 250 Jahren leitete Voltaire mit seinem Pamphlet gegen Rousseau „CANDID oder die beste der Welten“ das Zeitalter der Aufklärung und der Französischen Revolution ein. Leo Löwe spricht mit seinem Pamphlet diesbezüglich zwar bloß das Disneyland Ruhr an, aber immerhin. – Im sich verändernden Revier verspüren viele der BewohnerInnen eine nur schwer ausdrückbare Zukunftsangst. Als würde parallel zum Wandel der Ausdruck gemeinschaftlicher Hoffnungen und Fantasien unvermittelt in private Überforderungen übergehen. Robert Bosshard versucht, dieses Phänomen im Auge, am Denkmal Drescher kurz sich zu besinnen. – Die Reflexionen zu den Emscherskizzen unserer Filmemacher Gabriele Voss und Christoph Hübner, zu den historischen Zeugnissen von Zollverein und der Familie Krupp, über die Entwicklung des Stadtteils Bruckhausen, die Charakterisierung des Ruhrmenschens, und sogar zu Armbrusters Ruhrwerk, von Rolf Euler, Rolf Stefaniak, Manfred Walz und Anton Schlösser runden den Themenschwerpunkt ab, indem sie das Bild von einem komplexen, vielfältigen, lokal fassbaren Ruhrgebiet dem zentralistisch gedachten Phantom Metropole Ruhr entgegenstellen.

Als Zugabe, zwecks maximal glücklicher Festtagsbewältigung ihrer LeserInnen, macht **AMOS** seinen aus der Mitte des Hefts herauslösbaren Ruhr-Metropoli-Bastelbogen mit Memorikärtchen zum Weihnachtsgeschenk. Nach Spielanleitung legt man die Gesichter als variables Bilderpuzzle aus, dann ziehen reihum die Opas, Omas und deren Enkelkinder verdeckt eine erste Karte, versuchen dann blind Begriffspärchen zu bilden, müssen aber bei Fehlgriffen diese verdeckt wieder zurücklegen, um's in der nächsten Runde neu zu versuchen. Man spielt dieses Spiel einerseits, um bei der Jugend Lust auf eine glückliche Heimat zu stimulieren, und andererseits, um das kollektive Gedächtnis unserer schon erstaunlich alt gewordenen Abonnenten- und Herausgeberschaft wie auch der **AMOS**-Redaktion our selves zu animieren.

Weil es vom Ruhrgebiet – exemplarisch für andere Regionen in Deutschland, in Mittel-/Westeuropa – viel Weiteres zu berichten und zu erklären gibt, wird auch **AMOS** 1|2013 davon handeln, dem dann weitere Schwerpunkte als Arbeitsthemen folgen sollen:

- 2|2013: Kinder und Jugendliche
 3|2013: Religion/Religionen hier und heute
 4|2013: Wohnen/Wohnungen

Wir freuen uns über jedes neue Abonnement (18 € für jährlich 4 Hefte inkl. Versand); zu Geschenkzwecken liegt ein Bestellschein bei. Und willkommen ist jedes neue Mitglied im „AMOS-Verein zur Förderung interkultureller, interreligiöser und sozialpolitischer Bildung e.V.“ – für nur bzw. mindestens 36 € im Jahr, dafür gibt es eine Spendenbescheinigung und viermal den **AMOS** gratis.

Wir wünschen allen zu Weihnachten Zeit fürs Ruhr-Metropoli und für das neue Jahr ein aktives Leben für Gerechtigkeit und Frieden inmitten von Klima- und anderen Katastrophen!

AMOS

Hermann Schulz

Shalom, Georg

Unser Freund Georg Leifels, *AMOS*-Leserinnen und -Lesern durch seine Buchvorstellungen bekannt, ist nur 60 Jahre alt geworden. Er starb am 18. Oktober nach einem leidvollen halben Jahr.

Unsere ersten Zusammentreffen waren bezeichnend. In den 70er Jahren organisierte er Büchertische bei Friedensveranstaltungen und holte bei uns im Peter Hammer Verlag in Wuppertal Nachschub. Wozu sollte man in Zeiten von Nato-Doppelbeschluss und Atombedrohung Bücher machen, wenn nicht für den Frieden?

Damals war es für ihn ziemlich aussichtslos, als Lehrer oder im Sozialen eine Anstellung zu finden. Er tat damals das, was ein ganzer Kerl tut: Er ließ sich auf das Abenteuer ein und wurde einige Jahrzehnte ein ungemein erfolgreicher und angesehener Repräsentant für viele Verlage. Ein Abendgespräch bei mir zu Hause mit seiner Frau Monika reichte aus, um ihn einzuweisen; alles andere erledigte er mit Klugheit, Zähigkeit, Einfühlungsvermögen und durchaus auch Freude am Gelingen. Für unseren Verlag, für alle seine Verlage und für zahlreiche Buchhändler war das ein Gewinn, denn er war allen, die mit ihm zu tun hatten, ein unbedingt glaubwürdiger Berater. Zu seinem Tod erschienen im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ mehr als fünf ganze Seiten Anzeigen seiner Partner im Buchhandel!

Aus den ersten Begegnungen wurde Freundschaft jenseits aller Geschäftsbeziehungen. Eine seltsame, von beiden Seiten beharrlich betriebene Freundschaft mit regelmäßigen Begegnungen war da entstanden! Da gab es Abende, wie sie in keines der üblichen Klischees von Männergesprächen passen. Sie hatten nichts mit Kumpanei, mit Prahlerei, mit dem Aufblähen der eigenen Wichtigkeit zu tun. In seiner Gegenwart verstummte solches Gequatsche von allein!

Worüber wir sprachen? Wie wir mit unseren Mitteln die Welt ein bisschen besser machen könnten. Er schleppte mich z.B. in eine Haftanstalt und überredete mich, einem lebenslänglichen eine Lehrstelle zu geben. Dass der dann später in einem Porno-Verlag die Publikationen betreute, konnte Georg nicht irritieren. Unglaublich, wo er überall seine Finger drin hatte. Seine Engagements vor Ort, in Schulen, Kultur- und sozialen Einrichtungen bewunderte ich. Und er stellte zugleich nie in Frage, dass auch die Revolution in Nicaragua gelingen müsse. Möglichst hier und dort mit einem Sozialismus, der Schönheit und Spiritualität nicht so sträflich wie im Ostblock und der DDR missachtete!

Er war ein sanfter Mensch, selten oder nie erlebte man ihn aufbrausend oder zornbeugend. Manche sagen sogar, er zeige nie irgendeine Art von Eitelkeit. Nahe Freunde wissen, dass es noch mehr gab, was er nie oder selten zeigte oder zeigen konnte.

Wir erfuhren nach und nach unsere Kindheitsgeschichten, bekamen eine Ahnung davon, woher unsere persönlichen Ängste, Zweifel und Verknotungen kamen. Es war ein vorsichtiges Herantasten in einer Atmosphäre von Respekt und Zuneigung, um gemeinsam unsere Wege auszuloten, vielleicht sogar Befreiung zu finden, wohl wissend, dass es kei-

nen Zauberspruch gab, der sofort wirksam wäre. Wir beide wussten, dass nicht alles Ersehnte in einem Leben erreicht werden kann; dass Hoffnung und Sehnsucht Lebensquellen sind, die ihre eigene Bedeutung jenseits der üblichen Nutzenanwendung haben.



Unsere Treffen fanden fast immer nach seinem anstrengenden Arbeitstag statt. Es war meine Aufgabe, seine meist niedergeschlagene Stimmung aufzuhellen, seinen Frust anzuhören und vorsichtig den Weg zu anderen Themen zu ebnet. Denn die Tonlage seines Gemüts war nicht durchweg fröhlich-optimistisch.

Natürlich horchte ich ihn gehörig aus, wie es ihm mit den von ihm betreuten Verlagen erging; es gab ja noch mein altes nostalgisches Interesse an dieser Welt von Wundern, Aufregungen, neuen Ausblicken, Sensationen und Niederlagen, Konkurrenzen und dem wundersamen Zusammenwirken von Menschen, die mit Büchern zu tun haben. Aber das passierte nur am Rande, zum Einstieg in lange Abendgespräche.

Über meine sarkastischen Ausbrüche sah er gütig hinweg. Er hatte ein großes Herz! Und er war neugierig auf die Reichtümer der Welt, zu denen er auch Leiderfahrungen zählte, mehr aber noch Begegnungen mit Menschen und Büchern, die er bis nach Hagen zu seinen Leuten trug.

Es gab schon einmal einen gefährlichen Einbruch in seinem Leben. Unvergessen sind mir die Stunden, als er vor 15 Jahren voller Angst und Verzweiflung dem Tod ins Auge blicken musste. An dem Abend sind viele Tränen geflossen. Ihn plagte damals weniger die Angst vor dem Tod als die Angst um seine noch unmündigen Kinder, seine Familie. Auch da erwies sich der sanfte Georg als ein ganzer Kerl. Seine Entscheidung, keine Chemo mehr zuzulassen, hielt ich für höchst gefährlich. Aber er tat das Richtige. Aus diesem Abenteuer ist er mit einer fast unmerklich veränderten Persönlichkeit, mit einem ganz neuen Auftritt in unserer Welt erschienen.

Georg war für mich das, was wir im frommen Wuppertal eine „Handarbeit Gottes“ nennen. Diese Handarbeit hatte sicher Webfehler und seine eigenen Geheimnisse, das wird seine Frau Monika und seine drei Söhne noch lange beschäftigen. Wir sind nicht dazu gemacht, den Verlust, den Schmerz sofort zu verstehen und auszuhalten. Vor allem bei den engsten Angehörigen der Familie und seinen Freunden meldet er sich mit anderer Färbung zu seiner Zeit. Es wird für niemanden, der ihn kannte, vergeblich sein, sich darauf einzulassen.

Schalom, Georg!

Hermann Schulz leitete von 1967 bis 2001 den Peter Hammer Verlag. Er lebt als Autor von Kinder- und Jugendbüchern in Wuppertal. Der hier abgedruckte Text ist Teil seiner Ansprache zur Trauerfeier von Georg Leifels.

Von Georg Leifels herausgegeben, erschien gerade eine Sammlung Weihnachtsgeschichten „Der vierte König“ im Verlag Kaufmann, Lahr.

Wolfgang Belitz

„Das religiöse Bekenntnis zum Leitbild der Dienstgemeinschaft“

Die Evangelische Kirche von Westfalen (EKvW) und ihr Diakonisches Werk (DW) regeln das kollektive Arbeitsrecht für ihre Mitarbeitenden auf dem sogenannten „Dritten Weg“, den sie seit einigen Jahren zum Kriegspfad fortentwickelt haben. Sie wollen vor Arbeitsgerichten das von ihnen gegen ihre Mitarbeitenden eingeführte Streikverbot durchsetzen. Darum haben sie 2011 die Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di) vor dem Landesarbeitsgericht Hamm verklagt, weil diese 2009 erfolgreich zum Streik in der Kirche aufgerufen hatte.

Mit seinem Urteil vom 11.02.2011 bereitete das Landesarbeitsgericht der EKvW und ihrem DW eine krachende Niederlage. Die Klage wurde abgewiesen mit der wesentlichen Begründung, dass das anstelle des Tarifvertragsgesetzes geschaffene Arbeitsrechtsregelungsgesetz kein „gleichwertiges System“ ist, weil es „eine Beschränkung der kollektiven Interessenvertretung“ darstellt. Das Streikrecht bleibt unangetastet. In *AMOS* 1|2011 habe ich dem Urteil mit tiefer Befriedigung und leichten Glücksgefühlen meine Kolumne gewidmet.

Gegen dieses Urteil legten die EKvW und ihr DW Berufung ein beim Bundesarbeitsgericht in Erfurt. Gleichzeitig wurde ein neues Kirchengesetz zum Streikverbot auf den (Dritten) Weg gebracht. Am 9.11.2011 verabschiedete die EKD-Synode ein Kirchengesetz mit dem monströsen Namen „Arbeitsrechtsregelungsgrundsatzgesetz“. Darin heißt es in §1 Abs.3: „Dieses Verfahren (i.e. der Dritte Weg) schließt Streik und Aussperrung aus.“ Übrigens wurde das Gesetz von der Präses der Synode, der Pfarr- und Kirchenfrau Karin Göring-Eckardt, unterzeichnet. Die jetzige Spitzenkandidatin der Grünen zieht also mit einem Streikverbot für hunderttausende, überwiegend weibliche, abhängig Beschäftigte in den Wahlkampf.

Das neue Kirchengesetz hat nichts genützt. Am 20.11.2012 hat auch das Bundesarbeitsgericht die Revision der Kläger abgewiesen. Die nächste krachende Niederlage der EKvW und ihres DW im Kampf gegen ihre eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das Streikrecht bleibt unangetastet. Zur Begründung wird wieder auf die Mängel des Dritten Weges verwiesen: Weil die Gewerkschaften als Interessenvertreter der kirchlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in das Verfahren des Dritten Weges organisatorisch nicht eingebunden sind und sich nicht koalitionsmäßig betätigen können und weil das Verhandlungsergebnis für die kirchlichen und diakonischen Arbeitgeber nicht verbindlich ist, kann es kein Streikverbot geben. Im diametralen Gegensatz zum Wortlaut des neuen EKD-Gesetzes lautet die Auffassung des Gerichts: Dieses Verfahren (i.e. der Dritte Weg) schließt ein Streikverbot aus.

Für die Gewerkschaften ist damit die Angelegenheit erledigt. Sie haben Recht bekommen und den Prozess gewonnen.

Die großen Verlierer sind die EKvW und ihre Diakonie. Darum schreibt die EKvW am Tage der Urteilsverkündung auf ihrer Homepage zum Urteil: „Position von Kirche und Diakonie gestärkt“. Das war zu erwarten, die EKvW und ihre Diakonie gewinnen immer, auch wenn sie verlieren. Sie folgen einer höheren Rechtsordnung.

Noch mehr Verwirrung löst das klare Urteil bei den Kin-

dern der Welt aus. Die *Süddeutsche Zeitung* schreibt zum Urteil richtig: „Kirchliche Arbeitnehmer dürfen streiken“. In *Die Welt* heißt es fälschlicherweise: „Bundesarbeitsgericht bestätigt Streikverbot bei Kirchen“. Und mit vielen anderen nennt *Der Spiegel* die halbe Wahrheit: „Gericht lockert Streikverbot für Kirchenmitarbeiter“. Das Urteil kann missbraucht werden zum weltanschaulichen Selbstbedienungsladen, wenn man seinen zentralen Gedankengang vom Ergebnis abkoppelt und bei einem Gedankenstrang verharret.

Das Gericht konstatiert eine Grundrechtskollision zwischen der Kirchenautonomie nach Art.140 GG mit Bezug auf die Religionsfreiheit nach Art.4 Abs.1-2 GG auf der einen Seite und der durch Art.9 Abs.3 GG geschützten Koalitionsfreiheit der Gewerkschaften auf der anderen Seite. Das Gericht möchte diese Grundrechtskollision „einem schonenden Ausgleich nach dem Grundsatz praktischer Konkordanz zuführen“.

Auf diesem Wege widmet sich das Gericht eindringlich und achtsam dem Selbstverständnis und der Selbstdarstellung der EKvW und ihrer Diakonie. Sie dürfen entsprechend ihrem religiösen Bekenntnis zum Leitbild der Dienstgemeinschaft ein eigenes Arbeitsrechtsregelungsverfahren anwenden. Die EKvW und ihre Diakonie haben dem Gericht den Eindruck vermittelt, dass nach ihrem auf religiösem Bekenntnis fußenden Selbstverständnis ein Streik nicht denkbar ist, denn er „führt zur Auflösung der Dienstgemeinschaft. Er beeinträchtigt in schwerwiegender Weise das diakonische Wirken und beschädigt die Glaubwürdigkeit der Kirche“, so die Mitteilung des Gerichts. Im Blick auf die Koalitionsfreiheit der Gewerkschaft auf der anderen Seite ist ein Zurücktreten ihrer Rechte nur zulässig, „sofern diese sich innerhalb des Dritten Weges noch koalitionsmäßig betätigen kann“. Da das nicht der Fall ist, ist ein Streik in Kirche und Diakonie mit der richtigen Ausrichtung jederzeit möglich. Man kann der EKvW und ihrer Diakonie nur raten, einen Dritten Weg anzutreten und sich beim Bundesverfassungsgericht die dritte krachende Niederlage einzuhandeln, um sich danach auf der Homepage erneut als Gewinnerin vorzustellen.

Mich hat ein Aspekt des Urteils besonders hellhörig gemacht. Das Gericht erklärt, das religiöse Bekenntnis zum Leitbild der Dienstgemeinschaft sei von einem staatlichen Gericht nicht zu überprüfen. Es ist das religiöse Bekenntnis der Leitenden und Herrschenden in Kirche und Diakonie. Es ist theologisch heftig umstritten. Es wurde von mir schon 1979 überprüft und zuletzt in meiner Kolumne *AMOS* 3|2004 als Irrlehre eingestuft, die gegen reformatorische Grunderkenntnisse verstößt. Deshalb lautete mein damaliges Fazit: „Darüber entscheiden nun nicht Juristen und Gerichte, sondern Theologinnen und Spruchkammern.“ So wird es jetzt nach dem Urteil von Erfurt zusätzlich geschehen.

Wolfgang Belitz, Mitherausgeber, seit 13 Jahren ständiger Kolumnist des AMOS, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna.

(Die ersten 50 AMOS-Kolumnen von Wolfgang Belitz, erschienen von 1998 bis 2010, sind noch einmal nachgedruckt in: Freiheit durch Gerechtigkeit. Schlüsseltexte zur neoliberalen Konterrevolution. Hg. von Walter Wendt-Kleinberg, LIT-Verlag, Münster, 2010)

Rolf Euler

Was wurde da besichtigt?

„Krupp – Ein Mythos wird besichtigt“ titelt das Ruhrmuseum in Essen seit über einem Jahr. Es war gemeint: 200 Jahre gibt es die Firma Krupp, Anlass für Ausstellungen, Veranstaltungen, Filme, Diskussionen.

Damit könnte man sich ja beruhigen – Krupp ein Mythos, der zu besichtigen sei – wie Gulliver im Land der Zwerge, gebunden am Strand, unfähig sich noch zu bewegen.

Aber was ist ein Mythos? Eine alte Geschichte mit dichterischer Überhöhung dessen, was den Menschen sonst unzugänglich wäre – ein sagenhafter Bericht über Götter und die Zusammenhänge zu früheren menschlichen Erfahrungen. Und so geistert der Name Krupp durch die Räume, allein durch den Begriff „Mythos“ erneut überhöht.

Und wer glaubt, er hätte die Geschichte Krupp besichtigt, erliegt einem geplanten Mythos: dass denn der Jahrestag Anlass sein könnte, die Geschichte zu sehen, wie sie war – hinter der Geschichte, wie sie gern erzählt wird.

Die Geschichte, wie sie erzählt wird, das waren in der Villa Hügel die Fotoserien, die im Auftrag Krupps in seinen Werken entstanden. Sich wohl bewusst, seine Firma zu präsentieren, in Katalogen, auf Messen, auf Ausstellungen. Hochwertige Fotos, gelungene Industriefotografien, Tätigkeiten in den Werkhallen, Werkstücke und natürlich Kanonen – alles war zu besichtigen. Mit der Belegschaft, den „Kruppianern“, gruppiert in den Höfen, um das Gründerhaus, in dem alles begann.

Was ist da der Mythos? Es ist die fotografierte Oberfläche, die ohne weitere Hinterfragung der Firma als Reklame diente, die sich selber gern als Mythos in die Geschichte eingeführt sieht, deren Existenz über mehr als 200 Jahre die Stadt Essen, das Revier und die Menschen mitgeprägt hat.

Aber doch nicht als Mythos, sondern als handfestes, kriegerisches kapitalistisches Unternehmen, seine Vorteile nutzend, Beziehungen zu Banken und Politik nutzend, die Aufrüstung nutzend, die Sozialdemokratie bekämpfend, die Arbeiterschaft in Abhängigkeiten haltend.

Das Konglomerat von Hütten, Zechen, Walzwerken, Gießereien, Siedlungen, Konsumgenossenschaften, Angestelltenkasinos, internationalen Verträgen, Kriegsschiffbauten, Lokomotiven möchte jetzt gern ein Mythos sein? Eine vergangene, dichterisch ausgeschmückte soziale Veranstaltung zugunsten von Krupp und Kruppianern, von Arbeit und Kapital? Wenn nur nicht die Politik gewesen wäre, mit ihren Kriegen und Konflikten, sodass leider auch Kanonen zu produzieren nötig gewesen war. Oder Zwangsarbeiter zu beschäftigen.

Auch das wird ja erwähnt. Krupp-Stiftung und Ruhr-Museum lassen Offensichtliches nicht aus. Es fehlte nur immer wieder der Kern der Sache, das Wesen der Arbeit, der kein Mythos war und ist: Tausende von gesichts- und namenlosen Arbeitern und Angestellten, deren Arbeit „den Krupp“ gemacht hat.

Was ist Krupp jetzt? Die drei Ringe unterm Thyssen-Symbol.

So viele Zechen, Hütten und Walzwerke aus dem Krupp-Konzern: stillgelegt. Rheinhausen. Übernahme von Hoesch. Stilllegung der Stahlwerke und Kokerei in Dortmund. So viele Arbeit: unter die Erde damit. Zusammengehen mit Thyssen. So viele Steuern: zugunsten der Aufbereitung von Altlasten. So viel Politik: immer noch Kotau vorm Geschäft mit dem Stahl, mit den Autos, mit den Panzern. Der Stilllegungs-Direktor Cromme bleibt im Aufsichtsrat. Kein Mythos: ein Konzern, knallhartes Geschäft. Zum Beispiel auf Kosten der Umwelt und der Beschäftigten weltweit, wie in Brasilien, wo ein neues Stahlwerk gebaut wurde, und fast schon an die Wand gefahren. Das Bild vom Gulliver wäre da ja schön ...

Wurde der Mythos Krupp nicht schon mal ausgeräumt, als die Belegschaft in die Villa Hügel kam, das anachronistische Herrschaftsgebäude über dem Baldeneysee mit Arbeitsschuhen betrat und um Rheinhausen kämpfte? Gussstahlstraße in Bochum, Rheinbrücke bei Duisburg, Demos und Fahnen: Wenn das Ruhrgebiet seine Geschichte nur zum Mythos macht, hat nicht nur die Krupp-Belegschaft erneut verloren.

Wie wäre es, allen Hunderttausend Beschäftigten „nur“ genau so ein mannsgroßes Denkmal zu setzen wie dem Firmengründer Alfred? Jedem ein Quadratmeter, zehn Hektar, fünf Fußballfelder – wenn das überhaupt reicht! Das füllte die ehemalige Firmenfläche westlich der Essener Innenstadt mit der Erinnerung an die, die dort gearbeitet haben – ohne Mythos.

Rolf Euler, Mitgründer von AMOS, Bergmann auf der Zeche General Blumenthal in Recklinghausen, jetzt im Ruhestand mit Bedarf an kommunitären Zuständen

Konzern Kritik vor dem Aus!

Coordination gegen BAYER-Gefahren braucht 175 neue Fördermitglieder

Luftverschmutzung
Klima
Kartellbetrug
Gen-Food
Wasserverseuchung
Chemiewaffen
Giftmüll
Lipobay
Duogynon
Bienensterben
Aids
gefährliche Antibaby-Pillen
Kinderversuch

Kostenlose Infos anfordern.
info2@CBGnetwork.org

www.CBGnetwork.org

CBG

Coordination pour BAYER-Gefahren
Coordination pour BAYER-Gefahren
Coordination contre les pesticides de la BAYER
Coordination en contre des pesticides de la BAYER
Coordination contre les armes chimiques BAYER
Coordination contre BAYER-Gefahren

Peter Strege

Industriedorf/Menschensiedlung

Als wir noch im Geschirr der schweren Arbeit gefangen waren, habt Ihr uns geknechtet und das, was unsere Lebensart war, kleingeredet und lächerlich gemacht.

Als wir den Duft der Mitbestimmung und Gleichberechtigung in die Nase bekamen, habt Ihr uns den Geruchssinn mit billigem Parfüm vernebelt und uns mit vorgehaltenen Konsumwürsten den Karren der Neureichen ziehen lassen.

Als die Arbeitsgesellschaft keine Blaumänner mehr brauchte, habt Ihr uns umgeschult und fit gemacht für Einsichten, inwieweit und warum wir nicht mehr gebraucht werden.

Als wir eingesehen hatten, wie schlecht es den Menschen geht und dass die, denen es besser geht, von dieser Betrachtung ausgeschlossen sind, haben wir uns an Hartz IV gewöhnt.

Als es daranging, unsere Arbeitswelt zum Gegenstand musealer Betrachtung zu machen, haben wir gehofft, dass Ihr etwas dazu gelernt hättet.

Als wir gemerkt haben, dass es auch dieses Mal gar nicht darum ging, die Art unserer Lebensführung zu würdigen, die von Euch durch die Art und Menge, wie sie durch die uns für die geleistete Arbeit gewährte Entlohnung bestimmt war, da fingen wir an zu begreifen, dass wir für Euch immer noch und immer wieder der letzte Dreck sind.

Als in unseren Städten des Reviers noch Hammerschlag und Kohlendreck den Rhythmus der Tage bestimmten, habt Ihr Euch nicht aus Eurer Deckung getraut und fernab von uns ein eigenes behütetes Leben geführt.

Wir waren bei uns und haben das Leben gemeistert, erlitten, gefeiert und in gegenseitiger Ermutigung und Hilfe ehrenhaft durchgestanden.

Wir haben die Stadtdörfer des Ruhrreviers bevölkert und waren stolz auf unsere gleiche Unterschiedlichkeit.

Wenn, dann wäre es an uns gewesen, eine arbeitsbestimmte, eine von uns arbeitenden Frauen und Männern bestimmte Lebensform als proletarische kulturelle Klammer für den gesamten Lebensraum an Emscher und Ruhr zu erfinden.

Dieses unser Gebiet war und ist eine durch uns geformte, durch unsere Lebensnerven, durch unseren Lebenstrakt bestimmte durch und durch menschliche und menschelnde Zone. Hier, wo wir sind, wo unser Geist und die beseelte Nachbarschaft der kleinen Leute an den Kiosken und in den Schrebergärten Pause machen, wo die Wohnungen Butterplättze des Daseins waren und sind, wo der Bär brummt und dich das Mäusken beißt, da, wo wir sagen, dass es zuhause sei, wo Heimat nicht von Zinszahlungen und Abtrag an die Banken keine Luft mehr kriegt, da liegen die Teile eines Ganzen, das kein von Euch erdachter metropoler Gedanke sein kann und werden darf.

Wie viele Male schon habt Ihr den Menschen der Region, habt Ihr uns den Lebensnerv geklaut? Wie oft noch sollen wir Euren Vorgaben hinterherhecheln, wo wir doch oft genug haben lernen müssen, dass wir das von Euch gelobte und geliebte Land nicht erreichen werden ... – und auch eigentlich nicht erreichen wollen, wenn wir genau nachdenken würden.

Denn da, wo Ihr seid, ist uns die Luft zum Atmen zu dünn, da sind die Gläser, aus denen Ihr trinkt, zu dünnwandig, da

sind die Kuchenstücke zu klein, da sind die gebratenen Würste zu mager, da wird zu sehr genippt und zu wenig heftig getrunken.

Wir haben vielleicht weniger Schliff und Benehmen als Ihr, aber allemal mehr Anstand, und wenn wir danebengehauen haben, entschuldigen wir uns entsprechend. Ihr dagegen plant über unsere Köpfe und Lebensumstände hinweg eine Zukunft, von der niemand sagen kann, ob sie schmecken wird oder nicht. Das größere Risiko liegt dabei immer bei denen, die am wenigsten zuzusetzen haben.

Bei allem Zugewinn von Bildung und Kultur, bei all dem, wie es unsere Kinder besser haben sollten und auch in Teilen besser bekommen haben: Es ist soviel an Herzblut und proletarischem Seelenverständnis auf der Strecke geblieben, dass eine weitere Ausbeutung im Sinne einer zur Schändung anstehenden regionalen Vielfalt und dem damit verbundenen massenhaften Verlust von Identitäten der kleinen Räume nicht hingenommen werden darf.

Wir sind das, was Metropole ausmacht und nicht spiegelverglaste Büropaläste und Einkaufsmeilen, die überall auf der Welt gleich aussehen!

Wir leben hier in uns angestammten Quartieren und nicht an den Wohlstandsperipherien und Speckgürteln der großen Städte, wo Einkaufszentren und Tankstellen, Baumärkte und Gewerbeparks die ehemals brachliegenden Fabriken und Zechen mit lockerer Bebauung autogerecht erreichbar aufforsteten. Den Leuchtturmprojekten und ehrgeizigen Großinstallationen ist Misstrauen solange entgegenzubringen, solange die Verdrängung schwacher ökonomisch ausgestatteter Bevölkerung die selbstherrliche Planungskompetenz ausmacht.

Sollte jemand Zweifel an der vorgetragenen Argumentation haben, möge er sich die längs der Route der Industriekultur aufgerichteten Denkmale genauer anschauen. Wo bitte bleibt hier die lebensnahe Würdigung des gelebten Arbeitslebens? Wo und wie wird an solchen Orten dessen gedacht, wie und unter welchen Bedingungen die hier arbeitenden Menschen sich mit, auf und in ihren Arbeitsplätzen und den Umständen ihrer täglichen Reproduktion zurechtgefunden und lebensbejahend tapfer umgegangen sind?

Solange das wahre Erbe durch die Nachkommenden, denen es in der Tat ökonomisch besser geht, nicht im Sinne würdigen Verhaltens und Umgangs mit der sie bedingenden Vergangenheit entsprechend angetreten wird, ist der Metropolengedanke nicht nur fehl am Platz! Schlimmer noch, das Befürworten der Metropole Ruhr heiße, das Andenken derer, die hier die Buckel krümmten und die Familien durchbrachten, mit Füßen zu treten. Das und wie, was hier Frauen und Männer über mehrere Generationen hinweg gelebt haben, darf durch die Blindheit eines verschlierten Euroblicks nicht an die Wand gefahren werden!

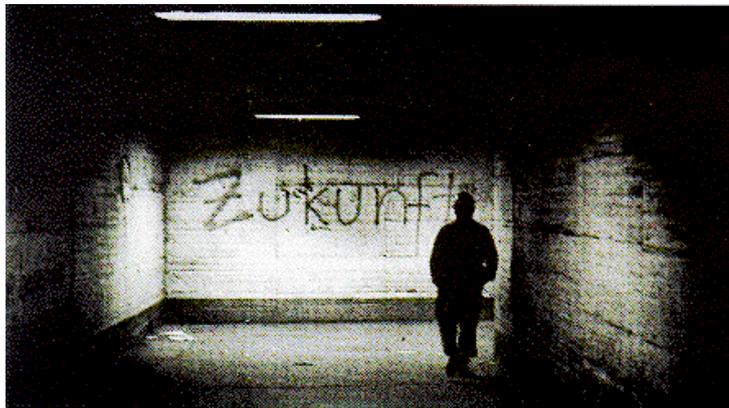
Das Geschichtspäckchen zu tragen ist das Vornehme jeder Zukunftsgläubigkeit!

Peter Strege ist seit 40 Jahren fremd in Dortmund daheim und noch immer am Bohrstand der Poesie am Basteln.

Leo Löwe

Ruhrgebiet geht perverser

Das Ruhrgebiet hat – nach allen ökonomischen Fundamentaldaten – ein massives Problem: Es verliert nicht nur seine Bevölkerung, es verliert gerade die Bevölkerung, die allerorten als Voraussetzung für einen kreativen Relaunch als notwendig erachtet wird. Das Ruhrgebiet sieht nicht nur alt aus, seine Bevölkerung ist es auch. Die Arbeitslosigkeit – und hier ist es ausnahmsweise mal egal, ob wir von der statistisch beschönigten oder der echten wohl deutlich höheren sprechen – verharrt hier faktisch auf dem erreichten hohen Niveau, während rundherum (statistische und auch ein paar



richtige) Erfolge gefeiert werden. Das Einkommen, das die Menschen im Ruhrgebiet beziehen, die noch einer Erwerbsarbeit nachgehen, ist niedriger als anderswo – auch weil die Jobs schlechter sind. Inzwischen haben Dortmund und vor allem Duisburg (abgesehen von Leipzig) eine echte Pole-Position im bundesweiten Armutsvergleich. Das Ruhrgebiet ist nicht nur längst wieder das Armenhaus der Republik, es wird dies mit zunehmender Dynamik immer mehr. In Duisburg ist jeder, in Dortmund fast jeder vierte Mensch arm nach Definition (60%-Schwelle), in Essen ist es immer noch jeder fünfte. Die Situation in den kleineren Großstädten Gelsenkirchen, Herne und Hagen sieht eher noch schlimmer aus. Praktisch überall im Ruhrgebiet liegt die SGB-II-Quote jenseits von 12,5%. Gerade in dieser Region wird es absehbar zu einem weiteren heftigen Aufbau von Armut, insbesondere von Altersarmut kommen, weil die Erwerbsbiografien besonders oft prekär sind – schlecht bezahlte, oft unterbrochene, vorzeitig beendete Jobs. Der aktuelle Sozialbericht NRW gibt darüber nur unzureichend Auskunft. Kaum jemand, der die berühmten 40 oder gar 45 Jahre voll kriegt. Die Leyen'sche Infamie einer Lebensleistungsrente, die mein Kandidat für das Unwort des Jahres ist, erreicht hier jedenfalls so gut wie niemanden und schon gar nicht die, für die sie angeblich Gutes bewirken soll.

Das Arbeitsvolumen in Stunden pro Jahr gerechnet ist im Ruhrgebiet bezogen auf die erwerbsfähige und sogar die erwerbstätige Bevölkerung niedriger als drum herum. Die Jobs haben eine geringere Produktivität, sind häufiger weniger qualifiziert und daher ständig und stärker als andere bedroht, wegzufallen, ins noch günstigere Ausland, mit staatlichen Subventionen in die neuen Länder verlagert oder schlicht

wegrationalisiert zu werden, obwohl die Bezahlung inzwischen oft so mies ist, dass immerhin die Chance wächst, dass es anderswo nicht deutlich billiger ist.

Unter diesen Bedingungen darf es nicht wundern, wenn die kommunalen Einnahmen wegbrechen, weil die Massensteuern unter Schwindsucht leiden. Und selbst unter der Ausnahmesituation kurzfristig stabiler oder sogar ansteigender kommunaler Steueraufkommen schaffen die Kommunen es nicht, ihre Haushalte auf die Reihe zu bekommen. Wie auch – klafft doch die Schere zwischen Einnahmen und Ausgaben immer weiter auseinander. Und da es auch in den klammen Ruhrgebietskommunen inzwischen komplett undenkbar ist, an der Einnahmesituation wirklich etwas zu ändern, wird munter an den Ausgaben gespart. Hier noch ein Bad, dort noch eine Sportanlage. Diese Kleinkunstszene, jene Initiative. Da die Sprachförderung für MigrantInnen (Integration ist vor allem eine Bringschuld der lieben ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürger – ist die zynische Formel) und hier die Drogenhilfe. Da noch eine Buslinie und dort noch die rechtzeitige Reparatur von Anlagen. Die VHS braucht sowieso keiner, der sich private Institute leisten kann. Die Ruhrgebietskommunen verkommen auch augenscheinlich immer mehr zu Regionen der Armut; nicht mehr „nur“ Einzelne sind arm (übrigens immer öfter nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft und zwar von Geburt an), sondern ganze Städte und Regionen. Ökonomische Armut zieht kulturelle und soziale Armut nach sich. Ja, man kann sagen, dass die Armut sich unmittelbar bezieht auf die soziale und die technische, auf die öffentliche Infrastruktur – was an jeder Schule, den Straßen, dem ÖPNV und der gesamten öffentlichen Daseinsvorsorge abzulesen ist.

Doch wer sich beschwert, lebt verkehrt. Jammern hilft nicht. Jammern ist was für Schwache, für Verlierer. Ruhrgebietskommunen jammern nicht, Ruhrgebietskommunen entdecken die neuen kaufkraftstarken Neubürger, die man der jeweiligen Nachbarkommune abzutrotzen versucht. Ein Neubürger, wohl situiert, ist ein guter Neubürger nur auf dem eigenen Territorium – ganz egal, ob er aus einer anderen Ruhrgebietsstadt kommt und so nur Teil eines unterm Strich außerordentlich teuren Spiels ist, das als Spiel eher keinen Spaß machen kann. Jede Stadt beklagt sich über ungenügende Kaufkraftbindung und erfindet sich einen neuen Konsumpalast. Am ärgsten treibt es das geschundene Duisburg, wo ganze Siedlungen mitsamt den dort lebenden Menschen dem Segen eines ausländischen Investors (sehense: hier gibts überhaupt keine Integrationsprobleme, geht doch) von einer ganz großen Koalition von rechts bis links geopfert werden, ohne auch nur eine Ahnung von den Gewinnen zu haben. Argumentiert wird stets identisch: Unserer Stadt mangelt es an überörtlicher Attraktivität, die von den anderen Städten geboten wird. Der Konzern Stadt konkurriert gegen den Konzern Stadt – halt der benachbarten. Städte sind daher längst keine Orte menschlicher Perspektiven, Schicksale, Freiheitsversprechen mehr.

Städte sind Standorte, miteinander in Konkurrenz stehende ökonomische Einheiten – das ist nicht böse gemeint, das ist die Globalisierung, das muss man doch verstehen. Da bleibt kein Platz mehr für „leistungseingeschränkte“ Menschen, da muss in bester Tradition neoliberaler Trickle-down-Theorie (in den Worten meiner Oma: Wenn es meinem Chef gut geht, geht's mir auch gut – was damals schon falsch war und seither nicht richtiger geworden ist) ganz fest daran geglaubt werden, dass man denen da oben das Leben schöner machen muss, wenn man will, dass es am Ende für alle schöner ist. Deshalb ist es vollständig kohärent (also kein Zufall und auch kein Widerspruch zur allgemeinen wirtschaftlichen Lage), wenn sich jede halbgroße Großstadt ein richtig großes und vor allem international renommiertes Konzerthaus leistet, wenn es neben den großen Konsumtempeln auch allerlei große Kunst in großen Häusern von namhaften und vor allem international renommierten Architekten gibt. In Duisburg, wieder mal, wird die kommunale Wohnungsgesellschaft in den Ruin getrieben, um einen Schuhkarton für das internationale Kunstpublikum zu basteln. Deshalb ist es auch kein Zufall und kein Widerspruch, wenn immer mehr Menschen in miserablen, heruntergekommenen Wohnungen leben müssen (worüber ja seit geraumer Zeit am Landtag in Düsseldorf beraten wird – unter Ausschluss der Öffentlichkeit, aber unter aktiver Beteiligung der großen sogenannten neuen Finanzinvestoren, die vor laufender Kamera gerne abfällig Heuschrecken genannt werden, um dann gleich wieder nach ihrer Position befragt zu werden), die Mieten sogar in vernachlässigten Beständen

und vernachlässigten Quartieren rasant steigen, gleichzeitig aber der Teppich für die Menschen gerichtet wird, die den Turn around schaffen sollen. Für die werden wahlweise Seen gebuddelt oder Naturschutzgebiete geopfert, die bekommen die Aufmerksamkeit der städtischen Repräsentanten, weil es auf sie ja ankommt. Mal ehrlich, was hilft es uns, wenn es einer beliebigen Familie türkischer Herkunft in der Dortmunder Nordstadt besser geht, weil wir sie mit öffentlichem Geld sponsern? Das Geld ist schneller weg, als Du „Hunger“ sagen kannst. Was soll – anderes Beispiel – ein Mikrokredit an eine rumänische Frau bringen, die damit ihren Nähservice aufmachen will? Klamotten, die kaputt sind, müssen weg. Wozu haben wir die schicke neue Mall? Mal ehrlich, da ist es doch wirklich viel angemessener, wenn wir ganz viel öffentlichen Raum, der sonst nur kostenintensiv gepflegt werden müsste, an einen internationalen Investor (zur Not geht auch der DFB) verschachern, damit der daraus 'ne angesagte Life-Style-Destination macht – dann kriegt dieser neue Hotspot urbanen Lebens vielleicht sogar ein „Destination Welcome Center“[®] – und keiner findet das noch bescheuert. Doch, ich ... und vielleicht ja auch Du.

Leo Löwe, geb. in einer Zeit des Umbruchs, aufgewachsen in einer Zeit der scheinbaren Gewissheit, politisch sensibilisiert in einer Zeit der Lügen, versucht er seinen kleinen Beitrag zur Überwindung des falschen Lebens zu leisten. Wenn man ihn lässt. Schriftstellerisch und politisch positioniert, leidet er an den Grenzen des momentan Machbaren und hält es mit dem Vorbild: „Mein Leben ist mir zu kostbar, mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten, Birnen zu produzieren.“ Er hört aber nicht auf, daran zu glauben, dass Apfel und Birnen für alle da sind.



Wir sind Ihre Bank.

Als erste evangelische Kirchenbank und eine von wenigen Banken in Deutschland setzt die *Bank für Kirche und Diakonie – KD-BANK* einen Nachhaltigkeitsfilter für ihre eigenen Wertpapieranlagen ein. Alle Kunden, die Spar- oder Termineinlagen bei uns unterhalten, profitieren automatisch vom Nachhaltigkeitsfilter der Bank. Sie können sich sicher sein, dass auch die Kundengelder, die nicht als Kredite an Kirche und Diakonie herausgelegt werden, bestmöglich unter der Berücksichtigung nachhaltiger Kriterien angelegt werden. Außerdem beraten wir Sie gern bei Ihrer Auswahl nachhaltiger Aktien und festverzinslicher Wertpapiere.

Nähere Informationen: www.KD-BANK.de/Nachhaltigkeitsfilter

Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-BANK
www.KD-BANK.de • Fon 0231-58444-0 • Info@KD-BANK.de



Robert Bosshard

DRESCHER

Als Darsteller eines Polit- und Finanzprofis wie in Stein Agegemeißelt steht Herr Drescher (der Name stimmt, besser könnte man ihn nicht erfinden) im Fluchtpunkt einer repräsentativen Allee. Zurückhaltend, großgewachsen, fürs Alter gutaussehend und korrekt gekleidet auf einer der Metropole-Ruhr-Landmarken. Sein Gesichtsausdruck ist gewollt ernst, die Augenlider bedeutungsvoll tief, etwas übermüdet vielleicht, aber nicht ohne Distinktion. Von den Untergebenen ist er dank seiner klaren Direktiven und seiner zupackenden Art geachtet. Die künstlerische Aufgeschlossenheit beweist er an seiner Frau als Geschäftsführerin des 110 Meter großen, unmittelbar auf die erfolgreichsten Einkaufs- und Fressmeilen der Provinz verweisenden, zum Kulturlitfass umgenutzten Oberhausener Gasometers.

Vor rund zwanzig Jahren schon hatte eine Lobby gehobener Parteifunktionäre Drescher zum Oberbürgermeister der krisengeschüttelten Stadt Oberhausen bestimmt. Der schaffte in dieser Funktion tatsächlich, das unter dem Manko von 20.000 verloren gegangener Arbeitsplätze zusammenbrechende Altoberhausen durch ein neues, von bis zu 70.000 anreisenden Konsumenten pro Tag besuchtes CentrO Oberhausen zu ersetzen. Innerhalb nur einer Legislaturperiode war ihm gelungen, das notwendige internationale Spekulationskapital anzuschaffen, um das der Stadt entflohenen lokale Produktivkapital zu kompensieren. Oberhausen zählt seither zwar zu den Kommunen mit der relativ zur Einwohnerzahl größten Schuldenlast Deutschlands, der kommunalpolitische Spielraum ist aufs Niveau einer Spielwiese reduziert; aber die auf die Neue Mitte Oberhausen zentrierten Verkehrsstraßen, Autobahnen und Abenteuerparkplätze mit den zugehörigen internationalen Weltmarkenverkaufsfilialen beflügeln stattdessen den privatisierten Teil der Kommune zu einer der rentabelsten Investitionen der gesamten Region.

Drescher wurde nach diesem Coup wie selbstverständlich an einen weiteren Frontabschnitt des regionalen Strukturwandels vorgeschoben. Diesmal ging es darum, da der mietgünstige Werkwohnungsbau für die arbeiterkulturelle Regulation der Schwerindustrie keine Rolle mehr spielte, die für die industrielle Nachlassverwaltung unrentabel gewordenen Bergbau- und Werkskolonien schadlos aus deren Pflicht zu nehmen, an die Börse zu bringen. Also machte er sich daran (neben den Alibiaktionen, einige ausweglos sesshaft gewordenen Rentner und Arbeitslose zu drängen, ihr Ersparnis in Wohnungseigentum umzuwandeln), riesige Siedlungsteile internationalen Immobilienspekulanten, wie Versicherungen und Fondsgesellschaften, anzudienen. Natürlich kämpfen nun die notgedrungenen Kleineigentümer gegen die erdrückend wachsenden Nebenkosten und nur schwer zu bedienbaren Zinsen; während die im Besitz anonymer multinationaler Bankenkonzerne übergegangenen Siedlungen kaum unterhalten werden und unter deren unsensiblen und schäbigen Verwaltungsstrategien ächzen. Im Ganzen also wieder ein voller Erfolg: Die fehlende Nachhaltigkeit im Finanzgebaren des Großkapitals ist vom Tisch, und die Reste davon darunter wie Almosen auf schmutzigem Boden.

Kein Wunder also, dass man Drescher an noch brisantere

Frontabschnitte des Strukturwandels an der Ruhr versetzte. Diesmal geht es um den Schutz der aus der Montankultur überkommenen Spekulationen mit den regionalen Energieoligopolen. Hatte man doch viel zu lange auf fossiles Brennmaterial gesetzt, respektive ist der Atomlobby voll auf den Leim gegangen, und erlebt aktuell, wie die Werte der Aktienpakete schwinden. Also muss man ran, um mit aller Kraft das Segel Richtung dezentraler Energieträger umzulegen. Für eine derartige image-pflegerische Avantgarde-Initiative liegt nahe, das schon seit der ersten Kohlenkrise stillgelegte, also in großen Teilen schon wieder verwilderte Bottrop (vergleiche hierzu die von Erika Runge vor 40 Jahren aufgeschriebenen „Bottroper Protokolle“) zum Ort der Handlung zu wählen, es in eine sogenannte „Innovation City“ zu verzaubern. Denn für einen derart verlorenen Winkel kann ein Maximum von europäischen Fördermitteln angefordert werden, sind Subventionen aus Städtebaufördertöpfen keine Grenzen gesetzt, kann die von kommunalen Zwangsumlagen finanzierte Em-schergenossenschaft in die Pflicht genommen werden, und zudem ist gut möglich, über Universitäts-Institute öffentliche Forschungsmittel dort einzusetzen, worauf die Börsen in aller Regel positiv reagieren. Zusätzlich zu dem riesigen Aufwand an Steuergeldern zur Korrektur industrieller Fehlentwicklungen ist für das Investitionsvolumen dieses Projekts auch bereits mit einkalkuliert, dass auch die (überdurchschnittlich alte) Bevölkerung durch den Einsatz ihres Vermögens fürs private Energiesparen das großindustrielle Demonstrationsprojekt zusätzlich noch eingespannt wird, voll im Zeitgeist öffentlicher (und damit demokratischer) Einschränkungen zugunsten privater (und damit hierarchisch tradierter) Gewinnmaximierungen.

Wie der Alltag beweist, läuft jedes Projekt, ob gut oder schlecht, bis in die hinterste Faser der daran Beteiligten irgendwie in die Richtung, wohin der designierte Leithammel die Spur aufnimmt. Wo die vom Kapital gehätschelten Einzelnen bereit sind, sich als Person überdurchschnittlich in ihre Aktionen zu investieren, persönlich Risiken fürs Ganze auf sich zu nehmen und übers Solidarische hinaus Verantwortung zu tragen, wird es mit dem angepeilten Unternehmen klappen. Und zwar völlig unabhängig davon, ob sich die Macher-, Autoritäts- oder Führerfiguren durch moralischen Idealismus, aus Geldgier oder in Hörigkeit und Abhängigkeit von Dritten zu der damit verbundenen Exponiertheit getrieben fühlen. Jedenfalls sind es konkrete Figuren, welche die Herde durchs Gelände führen, obwohl die Menge weiß, dass schließlich sie selbst sich zurechtzufinden haben wird darin, da jene ominösen Alphafiguren sich gern zu Weiterem berufen fühlen.

Wir produzieren also die Helden, wie auch unsere Sündenböcke, selbst. Und das, obwohl wir doch genau wissen, dass diese Typen, sowohl im Kleinen wie im Großen, nichts anderes als die sie etablierenden Machtkonstellationen, die sie prägenden Eigentumsverhältnisse und ihre subjektiven Privilegien reflektieren. Die sogenannten Macher sind in aller Regel die Stellvertreter des Systems, das ihre jeweiligen Aktionen zu bekämpfen oder zumindest zu hinterfragen behaupten. Deshalb kann auch nicht erstaunen, dass Sozialpsycholo-

gen feststellen, der/die Meinungsführer/in fungiere zuallererst als Katalysator zwischen den Widersprüchen der sie beherrschenden sozialen Verwerfungen und den sich davon emanzipierenden wollenden Initiativen oder Projekten. Sie stellten das personalisierte Mittelmaß der jeweiligen Konflikte dar, den subjektivierten gemeinsamen Nenner von Widerstand und Anpassung. Daraus resultiert der populäre Kult, politische Akteure isoliert als privat antizipierbare Persönlichkeiten anzuhimmeln oder zu verteufeln. So können die Marktschreiber und Wahlhelfer ihr Publikum an den Zöpfen der Bewegung zu sich winken und alles kollektive Wollen, ich-bezogen an Stellvertretern personalisiert und vor-politisch der Sache enthoben, zunichtemachen, verleugnen helfen, paralisieren.

Wir aber zeigen diese, ihrer privaten Disposition entleert, im öffentlichen Raum ihrer Aktionsfelder ausgestellt, um an ihrer so populären Mittelmäßigkeit vorbei in kultivierter Distanz das Rundherum, die Machenschaften und Lobbyorganisationen, die sich ihrer bedienen, in den Blick zu kriegen. So ist es. Wie alle Politadvokaten und Frontoffiziere der jeweils Herrschenden vergangener Zeiten erstarren auf dem Sockel und im historischen Gewand auch die Lebenden schon zu Karikaturen des durch sie verkörperten kulturellen Geists. (Heinrich Manns „Der Untertan“ demonstrierte dies bereits vor hundert Jahren.) Solche „Idealtypen“ vermögen ganze Epochen zu charakterisieren, also auch die heute durch den Zusammenbruch des gewerkschaftlich austarierten schwerindustriellen Ballungsraums Ruhrgebiet ins Ungleichgewicht geratenen Kräfteverhältnisse zwischen abgehobenem Profitinteresse und lokaler Selbstverwaltung. Und jedes Memorial meint die Herausforderung, sich kritisch als aktiv Betroffene daran zu messen!

Robert Bosshard, Schweizer, wohnhaft in Oberhausen

Lesetipp

Christa Reicher, Klaus R. Kunzmann, Jan Polivka, Frank Roost, Yasemin Utku und Michael Wegener (Hrsg.)

Schichten einer Region. Kartenstücke zur räumlichen Struktur des Ruhrgebiets.

Jovis, Berlin 2011, 248 S. mit 350 Abb., Hardcover, Format 24x29 cm
Unter dem verheißungsvollen Logo „PHÖNIX FLIEG!“ versprechen die mit „Kartenstücken“ belegten Interpretationen zeigen in Schichten Überblicke über die Region mit einem anspruchsvollen Ansatz, fundierte Bezüge für die Planung eines Morgen vorzulegen. Der Band ist vor allem im Bild sorgfältig ediert: Sonst kalt daher kommende Pläne beginnen zu sprechen. Es wird nicht nur gezeigt, dass die Region dicht bebaut und belegt ist. Man kann sehen, dass mehrdimensionale Umschichtungen im Gange sind: Die Industrien wandeln Verteilung, Größe und Standorte, wie die Landschaft an der Emscher hügelig und walddreicher wird. Die Umschichtung und räumliche Zuordnung der Menschen ist in Bewegung. Der Ruhrschnellweg wird als regionale Scheidelinie erkennbar (Kap. 4): Der Süden hat die besseren Wohnqualitäten, die bessergestellten Schüler in Räumen mit hoher Dichte an Gymnasien. Im Norden der B1 sind die Bewohner deutlich jünger mit vielfältigeren Herkünften, die Dichte an weiterführenden Schulen ist niedriger wie auch die Wohnqualitäten geringer sind. Dagegen herrscht hier eine starke räumliche Bindung an benachteiligte Quartiere bei schlechteren Erreichbarkeiten. Die Verteilung der Arbeitslosigkeit zeigt nur wenig mehr auf den Norden. Der Ruhrschnellweg ist auch in Bezug auf die Ausprägung der Beschäftigungsstandorte eine Scheidelinie (Kap. 6): Während die Beschäftigten im Bergbau die Region deutlich nach Norden verlassen und die der Eisen- und Stahlindustrien sich im Süden und in der Mitte zentrieren, stabilisieren die Dienstleistenden die städtisch ausgeprägte Hellwegzone. Exemplarisch vorgelegt für einzelne Räume, deutlich im Detail werden die aktuellen sozialstrukturellen Gliederungen bis ins Quartier und punktuell sogar für einzelne Straßenräume gezeigt. Eine Statusaufnahme, die man sich in dieser Detailschärfe durchgängig für die ganze Region wünscht. In diesen Schichtungen und im Vergleich erhält die Diskussion des Zusammenhangs der Region Substanz. Sie wird erkennbar als ein Gefüge vieler Zentren, zusammengebacken aus Bauern- und Industriedörfern, Vorstädten und Städten verschiedenen Zuschnitts. Die Darstellung „landschaftsproduzierender Kräfte“ rundet das komplexe Bild einer vielgestaltigen Region (Kap. 5). Da ist es spannend zu sehen und zu lesen, wie sich in der Folge der Beiträge die Markierung „Metropole“ schließlich wandelt bis zum gemeinsamen Fazit: „Nach internationalen Maßstäben ist das Ruhrgebiet keine Metropole. Und es kann trotz aller Anstrengungen und rhetorischer Bemühungen auch keine werden.“ (S. 226). „Metropole“ wird von den Herausgebenden als ein Sehnsuchtsbegriff gezeigt, von dem man sich, differenzierend zwar, auch verabschieden kann! Es überrascht nicht, dass es 51(!) Gliederungen gibt, die sich in stark überschneidenden Handlungs- und Kooperationsräumen des Ruhrgebiets mühen (Kap. 7). Damit ist der Bedarf an kommunikativem Handeln und Zielklärung deutlich angezeigt. Es wird nicht nur Analyse der Region getrieben, es wird fast schüchtern versucht, den tatsächlichen ökonomischen Interessen einer inzwischen hochgradig globalisierten Wirtschaft eine abgestimmte, nicht konkurrierende Standortpolitik nahe zu bringen. Deshalb ist zu fragen, wie weit eine gesellschaftlich rationale Planungspolitik reichen soll, wie sie ein Autor fordert, und wie weit ein „gemeinsamer Aushandlungsprozess“ (S. 219) reichen muss. Die Herausgebenden zeigen hier, dass sie schon wissen, dass Planungshandeln für die Zukunft immer deutlicher seine Handlungsmöglichkeiten an den ökonomisch und politisch (in dieser Gewichtung!) geführten Entscheidungsläufen messen muss. Sie schlagen Weichenstellungen nach „raumordnerischen Prinzipien“ (S. 229) vor und sie lassen „Handlungsfelder wirtschaftlich bezogener Mobilität und Logistik“ bewusst offen (S. 230). Dort, im planenden Handeln, sind weitere notwendige Erhebungen wie auch weitere Informationen gefragt – wie z.B. Aussagen zur Verteilung von Grundeigentum, zu tatsächlichen Austauschbezügen innerhalb der Region, zu den Wirkungen eines „globalisierten Zugriffs“ sowie zu weiteren sozialen und auch gestalterischen Raumqualitäten.
Fazit: Dem Werk ist zu wünschen, dass es nicht nur Planer in die Hand nehmen oder lokale Politiker mit seiner Hilfe über den Rand ihres Stimmbezirks hinausschauen, sondern dass es auch mutige Bürger nutzen, um ihren Ort zu vergleichen, einzuordnen und mutig Verbündete für ihre Anliegen zu suchen. Der Atlas zeigt nicht nur Abbilder des Zustands von Quartier und Region, er hat das Zeug, Orientierungs- und Argumentationshilfe (lokal-)politischer Planung zu sein. Zu wünschen ist, dass er vor allem – für eine zukünftige Planungspraxis – fortgeschrieben werden möge!

Manfred Walz

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- Verrechnungsscheck über 18,- € liegt bei
 Überweisung über 18,- € ist erfolgt
 am _____ an AMOS, Marl, Konto 33 300 120
 Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Rolf Euler / Hartmut Dreier

Emscherskizzen – von Filmen und Menschen:

wie ein „Wimmelbild“ von Breughel

Wir sehen uns an: die DVDs „Emscherskizzen“, gefilmt von dem Dokumentarfilmerpaar Gabriele Voss und Christoph Hübner, wohnhaft am südlichen Rand des Ruhrgebiets.

Eine Serie von 35 kurzen Dokumentar-Filmen aus den Jahren 2006 bis 2010 entlang der noch bestehenden Emscher mit ihren Umbaustellen von Dortmund flussabwärts.

Mal 6, mal 20 Minuten gewöhnen wir uns an die ruhige Kamera, dicht an den Menschen und Baustellen, ihnen und uns Zeit lassend für Betrachtung und Erzählung.



Da ist der Phönixsee, die Kanalunterquerung, die Emscherinselkunst während der KH 2010, Menschen auf dem Radweg, lagernd am Kanal, Arbeiter beim Umbau, bei ihren Kontrollgängen an der Emscher, zufällige und geplante Begegnungen – Skizzen eines Fluss- und Landschaftsumbaus, wie er auf lange Jahre geplant ist und noch lange Jahre der Verwirklichung braucht. Immerhin ist es die wohl größte Baustelle Europas.

Wie kommen die beiden sehr bekannten Dokumentarfilmer „zur Emscher“?

Beim Besuch bei Gabriele und Christoph im Ruhrtal in einer ehemaligen Fabrikvilla – Blick über das Tal, wo früher die Kohle zu Tage trat – bekommen wir einige Antworten.

Die Dokumentation des Ruhrgebiets hat die beiden – von der Hochschule in München kommend – Anfang der 1970er Jahre „gepackt“, als bei Mannesmann in Huckingen ein wilder Streik die Arbeiterbewegung im Revier aufscheinen ließ und ein dokumentarischer Spielfilm („Huckinger März“) daraus entstand. Hier knüpften die beiden Kontakte und entwickelten ihre Art von Dokumentarfilm, der die „normalen“ Menschen ins Visier nimmt. Und das mit einer ihnen eigenen humanen Haltung und entsprechender filmästhetischer Konsequenz. Im Gespräch erwähnen sie den jungen Vincent van Gogh in seinem Leben bei den Arbeitern in der Borinage und seinem Ringen am Übergang von seiner Existenz als „Arbeiter-Evangelist“ zu der des Malers und Künstlers, das Leben der Bauern und Weber angemessen ins Bild zu bringen.

Der Film „Vom Alltag einer Krise“ verfolgte dann die Strukturkrise des Reviers in die Häuser und Straßen, und „Le-

bensgeschichte des Bergarbeiters Alphons S.“ ließ einen einzigen Bergmann sein exemplarisches Leben erzählen. Damit wurden Gabriele Voss und Christoph Hübner bekannt, kamen ins Fernsehen, erhielten in Marl den Adolf-Grimme-Preis. Ihr darauf folgender Dokumentarfilm-Zyklus „Prosper/Ebel – Chronik einer Zeche und ihrer Siedlung“ hatte den Alltag einer Bergarbeitersiedlung zum Thema, das Leben unter und über Tage kam „zu Wort“, besser: „zu Bild“.

„Wir wollen in die Nähe gehen“ – das Motto von Christoph, und da es keine „Objektivität“ gebe, geht es um einen Dialog zwischen den Menschen vor und hinter der Kamera.

Die Haltung „hinter der Kamera“ sei die Frage nach dem authentischen, alltäglichen Blick, nicht nach den offiziellen Statements oder politisch geformten Sprachregelungen. Aber auch keine „Gegenpropaganda“, etwa im Sinne von Michael Moores Dokumentarfilmen, haben die beiden im Sinn. Sie wollen so weit wie möglich zulassen, dass die gefilmten Menschen sich öffnen, Vertrauen gewinnen, und dass im Film nachher Dinge, die man vorher nicht wusste und plante, sich ereignen können.

Christoph Hübner und Gabriele Voss sind dann 1978 ganz ins Ruhrgebiet gezogen, gründeten 1975 mit anderen das Ruhrfilmzentrum und begleiteten die Veränderungen im Revier, archetypisch am Beispiel des Stadtteils Ebel in Bottrop und der zugehörigen Zeche Prosper. Wobei das Ruhrgebiet nicht „Kulisse“, sondern „selbstredender“ Akteur der Filme sein sollte, von „innen heraus“ wirkend, ohne Überhöhung durch eine Mission, die sich die Filmemacher vornehmen, sei es der politischen Aufklärung oder der Kritik an der Entwicklung. Wir können die kritische Haltung zu den Geschehen im Revier öfter erfüllen – an der Suche nach den verlassenen Orten, den Erinnerungen der gefilmten Menschen, der Zeit, die vergeht, aber sie wird nicht plakativ vorgetragen oder suggeriert. Sie „lassen geschehen“, akzeptieren, dass sich die „Geschichte“ selber dadurch verändert, dass sie erzählt/ gefilmt wird.



„Wir wollen, dass unsere Filme auch in fünfzig, hundert Jahren noch etwas zeigen und erzählen, offen sind für neue Deutungen“, das ist die Absicht – und die Hoffnung. Etwa

darüber, wie eine Landschaft, wie Lebensbedingungen sich entwickeln. (Was zum Beispiel am Phönixsee während der Bauphase an offener Zukunft war, die inzwischen zugebaut und eingeebnet ist und soziale Verwerfungen verursacht und auch von der Vernichtung der Geschichte, von Ausbeutung und Widerstand in Dortmund-Hörde, indem sie durch den Phönixsee überflutet werden – davon berichtete Wolfgang Richter in AMOS 3|2004 und 1|2011).

Aufgrund ihrer Filmarbeit haben die beiden mit der Emschergenossenschaft eine Verabredung getroffen, dass sie entlang der (80 Kilometer langen!) Emscher während einiger Jahre den Umbau und die Veränderung des Alltags filmen können. Sie haben keine Auflagen erhalten, sie müssen keine



offiziellen Unternehmensfilme drehen –, das wollten sie sowieso nicht; sie bekommen aber mithilfe der Emschergenossenschaft Zugang zu Baustellen, Menschen und Bereichen, wo sonst ein Zaun steht.

So entsteht ein außergewöhnliches Langzeit-Projekt: „Skizzen“ einer unfertigen Baustelle, in der „den Menschen die Landschaft zurückgegeben wird“ und in der kulturelle Aktivitäten entfaltet werden, für die in einem Kultur-Hauptstadtjahr à la 2010 natürlich nicht genug (Lern-)Zeit ist. Die Leute nutzen die Landschaft um die Emscher anders. „Was sind die Filme in 50 Jahren?“ Langer Atem ist gefragt und beide haben ihn, lassen ihn zu. Die Menschen, mit denen sie – oft zufällig – zusammenkommen, spüren das offensichtlich und teilen sich ihnen mit.

Das Anarchische, das „Unzusammenhängende“ der Landschaft, die Christoph und Gabriele im Revier immer angeht, entsprechen ihrer Meinung nach der „Arbeit mit Skizzen, die ein anarchisch-reizvolles Bild erzählen“. Ein „Wimmelbild“ (in Anlehnung an Breughels „Wimmelbilder“), dessen erzählerische Vielfalt und Unfertigkeit die Realität und ihre Veränderungen nur andeutet und offen lässt und für die Betrachtenden eine offene Situation schafft, in der Pausen für neue Gedanken bleiben. „Pause“, „zur Ruhe kommen“ – solche Hinweise auf sie als Menschen hinter der Kamera und ihre Erwartung an die Menschen vor ihrer Kamera fallen im Gespräch immer wieder. Sie erzählen von ihrem Umgang mit dem Erlebten und Erfahrenen bei ihren „Skizzen“. Sie radeln und bleiben stehen – mit ihrer Kamera – und warten, was passieren mag. „Es passiert immer etwas“. Ihre Haltung ist: etwas „zuzulassen“ und „zu vertrauen, dass etwas passiert“.

Auch „etwas zu erfahren, was ich noch nicht weiß“. Ein

Film hat eine unscheinbare Frau auf einer Wiese im Blick: Diese Frau ohne Namen „kommt zu Wort“, sie „kommt zur Sprache“. Der Film zeigt sie beim Reden und Nachdenken und sie entpuppt sich als überraschend nachdenkliche Frau.

„Schauen“, „Zulassen“, „Zuhören“, „absichtslos“. Selbst ein Hund wird in einer Filmskizze zum Protagonisten: Es darf alles erzählt werden und jeder hat irgendwas zu erzählen.

„Die Menschen spüren und merken das.“ Die beiden Filmemacher treffen so lauter Zeitzeugen, Lebenskünstler und Alltags-Philosophen, von denen es im Ruhrgebiet nach ihrer Erfahrung eine Menge gibt.

Die „Emscherskizzen“ (2006 – 2010) sind als Doppel-DVD beim Klartext-Verlag (Essen) erhältlich. Sie werden bei Veranstaltungen im Revier gezeigt und sie werden laufend ergänzt, hoffentlich bis zum Ende des Umbaus, der viele weitere Blicke auf diese Arbeit erlauben sollte.

Rolf Euler und Hartmut Dreier besuchten Gabi Voss und Christoph Hübner am 7.11.2012.

Rolf Euler, von Anfang an mit AMOS verbunden, lebt in Recklinghausen. Hartmut Dreier, seit sehr langer Zeit mit AMOS verbunden, lebt in Marl.

Die drei Fotos sind aus den Filmen von „Emscherskizzen“.

AMOS-Lesetipps dazu

Gabi Voss: Wie Schule auch sein kann. *AMOS* 1|2010

Wolfgang Richter: ‚Phoenix‘ – einst ein Name für Kohle und Stahl, *AMOS* 3|2004

Wolfgang Richter: Phoenix ist versunken, *AMOS* 1|2011

Peter Strege: Fragen an und Antworten von Dr. Stemplewski (Vors. Emschergenossenschaft und Lippeverband), *AMOS* 3|2011

Peter Strege: Grün Verrohrt, Kunstbuch 2011, rezensiert von **Hartmut Dreier**, *AMOS* 3|2011

Impressum

Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671, Fax: 501673
E-Mail: huettmann.marl@t-online.de

E-Mail:

redaktion@amos-zeitschrift.de
Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

Redaktion:

AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

Konto:

AMOS, Kto.Nr. 33 300 120
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Herne | Axel Lippek, Bochum (V.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Renate Wangelin, Bochum

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „iley.de“ (Leipzig)

Schlussredaktion:

Axel Lippek (Layout)
Ute Hüttmann (Textbearbeitung)

Titelbild:

Manfred Walz
AMOS Schriftzug: Jochen Stankowski

Realisation:

Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl

Einzelpreis:

4,50 €
Abo-Preis: 18,- € jährlich
inkl. Versandkosten

Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Manfred Walz

Duisburg-Bruckhausen:

Die Initiative übernimmt Verantwortung gegen eine pflichtvergessene Stadt – ein Gespräch

Der Weg zum Treffpunkt, dem Lokal „Schwarzer Diamant“, führt auf der Trennlinie der Kaiser-Wilhelm-Straße entlang. Links die Hochöfen der Stahlindustrie von Thyssen, rechts die Häuser des Stadtteils Bruckhausen. Die industrienahen Wohnblöcke sollen Grünzug werden. Der soll nach Abbruch dieser Blöcke den dahinterliegenden Stadtteil vor Gas-, Staub- und Lärmemissionen der Industrie und zugleich die Industrie vor den Ansprüchen der Bewohner auf ein gesundes Leben schützen. Einige Häuser sind schon weggeputzt, andere zeigen mit leeren Fensterhöhlen, dass die Bewohner sie verlassen haben, hinter anderen leeren Wohnungen. Wieder andere zeigen hinter blanken Fensterscheiben Protestschilder: „KEIN ABRISS FÜR TKS-GEWINNE!“ und: „70 MILLIONEN FÜR SANIERUNG STATT ABRISS!“ und: „KEIN ABRISS FÜR TKS – WIR WEHREN UNS.“ Hier wird gewohnt, manchmal neben einer frisch gerissenen Baulücke, die Nachbarn vertrieben, das Nachbarhaus ein Schutthaufen hinter dem Bauzaun.

Was geschieht hier?

Die Stadt hat sich im Planbeschluss 2006 und mit der Satzung 2007 verpflichtet, die Sanierung schonend und unter Beteiligung aller Bewohner durchzuführen. Durch Abriss von fast 200 industrienahen Häusern soll nun ein Grünzug mit 6 m kleinem Schutzwall gegen die Gas-, Staub- und Lärmemissionen von 100 m hohen Hochöfen den „Reststadtteil“ schützen. Die TKS, die ThyssenKruppSteel, hat 2005 ihre Kokerei aufgegeben. Aus den 1.200 m Abstand der Kokerei sind nun noch 800 m geblieben, die die Hochöfen Abstand vom Wohngebiet haben sollten. Das forderte der „Abstandsflächenerlaß“, der in den 1970er Jahren den Konflikt zwischen emittierender Industrie und ihren Anwohnern – wenn nicht lösen, so doch – entschärfen sollte. Legte man diesen Abstand heute an, so müsste der ganze Stadtteil Bruckhausen abgerissen werden. Dort, in ca. 1.000 m Entfernung vom ersten, liegt das nächste große emittierende Werk. Der in seiner Blütezeit etwa 10.000 Einwohner große Stadtteil war nicht nur zwischen Stahlwerk und einer Zeche eingezwängt. In den 1980er Jahren wurde er darüber hinaus durch den Bau des Emscherschnellwegs von der südlichen anschließenden alten Ortslage sowie von seinen Grünbereichen abgetrennt. Selbstverständlich ist „die Stadt“ bei dieser Trassenführung der Autobahn beteiligt gewesen. Sie hat die Abtrennung akzeptiert und ihren Stadtteil damit der langsamen Auszehrung preisgegeben – möglicherweise so lange, bis er der Hütte ganz als Erweiterungsgebiet zufiele. Die für Bruckhausen bedrohliche Situation spitzte sich in den letzten Jahrzehnten auch dadurch zu, dass das Hüttenwerk ThyssenKruppSteel, man sieht es schon am Namen, sich nicht nur als stahlproduzierende Gesellschaft, sondern sich auch räumlich hier am Rhein zentralisiert hat. Es ist nach der Stilllegung der anderen Werke im Ruhrgebiet das letzte der großen integrierten Hüttenwerke. Der Standort ist dem Konzern außerordentlich wichtig als Produktionsstandort, er darf

deshalb durch eine Wohnbebauung nicht eingeschränkt oder gar gefährdet werden.

Seit 1990 hat eine große Zahl der Bewohner ihre Konsequenz gezogen. Die Einwohnerzahl Bruckhausens ist von 1990 bis zum Sanierungsbeschluss des Rates der Stadt 2007 schon um fast ein Drittel auf etwa 5.000 Einwohner gesunken.

Ein Gespräch mit der Initiative vor Ort

Der „Schwarze Diamant“ liegt direkt gegenüber dem Werk in einem inzwischen denkmalgeschützten Eckhaus. Besitzer ist die Stadt Duisburg. Der Block, in dem der „Schwarze Diamant“ liegt, hat inzwischen viele leerstehende Wohnungen, er zeigt insgesamt einen durchschnittlichen „äußeren Gebäudezustand“ mit einer Reihe „erhaltens- und denkmalwerter Gebäude“ (Boldt, Gelhar, 2009, S. 149). Diese Bestandsbeschreibung trifft in unterschiedlicher Ausprägung auf alle Blöcke gegenüber der Industrie zu, die zukünftig „Grüngürtel“ werden sollen.



Blick auf den zukünftigen „Grüngürtel“ mit Hochöfen (Foto: M.W.)

Der große Wirtsraum des „Schwarzen Diamanten“ ist Wohnertreffpunkt und gut besucht, obgleich die Stadt den gegenwärtigen Pächtern zum ersten Juni schon gekündigt hatte.

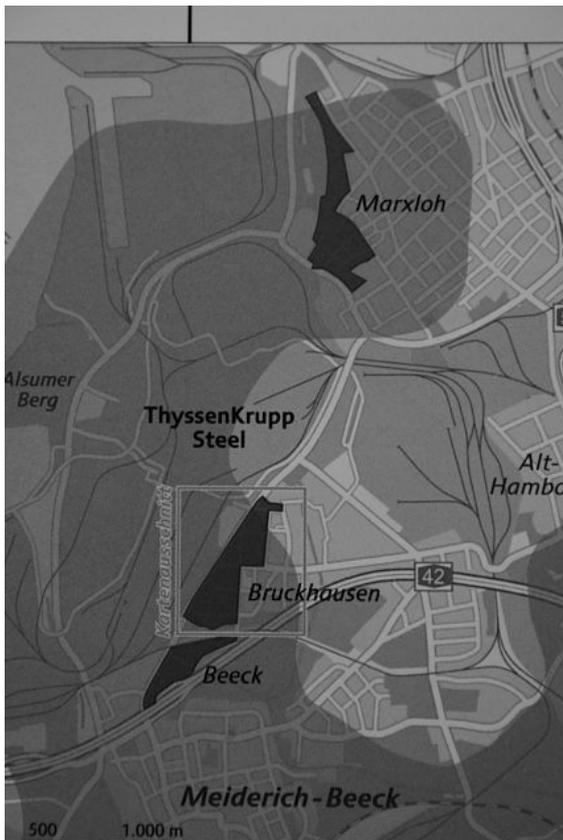
Die Sprecherin der Initiative, Frau Gems, und der Fachberater, Herr Jochums, erläutern die Situation:

Im Stadtteil wohnen jetzt etwa zu 60% türkische Bürger, zu 20% andere Nationen und nur noch 20% Deutsche.

Seit sechs Jahren, mit Beginn der Sanierung, wachsen die Leerstände im Stadtteil. Für die Finanzierung der Sanierung sind etwa 70 Mio. € angesetzt. ThyssenKrupp hat sich maßgeblich mit einem zweistelligen Betrag beteiligt. (Boldt und Gelhar vermuten, dass die KruppThyssen AG „... sich damit den Weg für eine nicht durch Umweltauflagen gefährdete Expansion des Standorts frei halten will ...“ (Boldt, Gelhar, a.a.O.))

Viele Bruckhausener zogen in den letzten Jahrzehnten weg, nicht zuletzt deshalb, wie Frau Gems berichtet, weil die

Stadt nur von einer „befristeten Bestandsgarantie“ spricht. Es sind aber auch immer noch neue Bewohner in den Stadtteil gekommen – zumeist türkischstämmige. Sie sind heimisch geworden und haben Häuser gekauft, denen nun die Stadt die Mieter abspenstig machen will und die sie zugleich mit einer „Umzugspauschale“ abwirbt. Die Eigner können dann bald die Kredite nicht mehr zurückzahlen, sie müssen verkaufen. Als einzige Käuferin wartet „die Stadt“. Eine Veränderungssperre hält die Preise niedrig. Und sollten die Eigner nicht verkaufen wollen, drohte „die Stadt“ seit Beginn der „Sanierung“ mit Enteignung.



Bruckhausen eingekreist (Plan aus: Atlas der Metropole Ruhr a.a.O.)

Liegt das Haus in der Sanierungszone, kann „die Stadt“ selbst „der Stadt“ die Abrissgenehmigung erteilen. So wird dann manches Haus zur Baulücke in einer geschlossenen Bebauung, vom Abrissbagger gefällt. Zur Sicherheit der Anwohner musste – wie der Bauleiter sagte – der betroffene Abschnitt der Straße für längere Zeit gesperrt werden.

So dreht die Stadt die ‚Abwärtsspirale‘ weiter und weiter gegen die Bewohner und ihren Stadtteil.

Dennoch: Die Bewohner wehren sich, indem sie nicht ausziehen. Angebotene Ersatzwohnungen sind entweder unzumutbar teuer oder sie liegen in weit entfernten Stadtteilen. Ein Ehepaar, das schon mehr als 50 Jahre hier wohnte und keine der angebotenen Ersatzwohnungen fand, zieht jetzt vollständig entnervt in einen Nachbarstadtteil.

Die Initiative wundert es nicht, dass links oder rechts von der frischen Baulücke Mieter wohnen, die gegen ihren Auszug protestiert haben. Oder dass rechts oder links bei leerstehenden Wohnungen Fenster eingeschlagen werden, die dann mit einer Lochblechverwahrung „Typ Bruckhausen“ gesichert werden müssen.

Und auch das geschah: In Vorbereitung eines Abbruchs wurde von einem zum Abbruch bestimmten Haus aus mit

dem Bohrhämmer „geprüft“, ob es – wie erforderlich für jedes Haus – eine Trennwand oder nur eine Wand für beide gäbe. Diese ‚Prüfung‘ traf dann ganz zufällig die Küche eines bleibewilligen Bewohners.

Die Bewohner wollen dieses Vorgehen nur noch als „Terror“ bezeichnen. Der geschehe allzu oft heimtückisch und anonym. Von „der Stadt“ fühlen sie sich alleingelassen. Die Schlüsselfrage „Wem nützt es?“ führt sie zu den Verursachern. Die Wut auf dieses Vorgehen lässt sie sich ohnmächtig fühlen und gleichzeitig wieder Kraft zum Protest gewinnen. Ihre Waffe ist Protest in vielen Formen und vor allem Information zu den Vorgängen. Sie nennen z.B. den „Grüngürtel“ einen „Lügendürtel“. Seit 2010 dokumentieren sie die Abrisse, alle waren nach Ansicht der Initiative ungerechtfertigt.

Wir gehen durch den Stadtteil. Es sind Bauten und Stadträume hoher Qualität zu sehen – selbst noch im Konfliktraum. Die Gebäude lassen den Stadtteil sprechen. Sie zeigen, dass auch die Wegzüge, die Abrisse und die baulichen „Desinvestitionen“ bis tief in den hinteren Stadtteil wirken und sichtbar werden.

Landnahme

Bruckhausen war Bauernland am großen Fluss. Am Weg zwischen Beeck und Marxloh lagen große Bauernhöfe – vorn der Weg und hinten ein Bach. An der breiten Mündung der Emscher lag das Fischerdorf Alsum. Dieses weite Bauernland kaufte Thyssen 1889 innerhalb von wenigen Monaten auf. Im August 1890 „... beschloss die Gewerkenversammlung zur besseren Verwertung der Kohlen-Produkte des vereinigten Bergwerks (Deutscher Kaiser und Rheinland M.W.) ein Stahl- und Walzwerk zu errichten.“ (Treue 1966, S 37).

Das erste Betriebsjahr der neuen Hütte begann mit 850 Stahlarbeitern. Dann gingen zuerst die letzten Bauern. Der Betrieb wuchs am alten Verbindungsweg. Bruckhausen wuchs in der Konkurrenz der Thyssenhütte um Wohnungen mit privaten Bauherren. Darunter waren einzelne der von Thyssen ausgekauften Bauern, die sich so eine neue Existenz aufbauten (Geschichtswerkstatt 2011). Die Hütte brauchte Wohnhäuser für leitende Techniker und Angestellte nahe dem Werk und Arbeiterwohnungen in Siedlungen, z.B. am Ostacker. Sie wurden damit an die Hütte gebunden, um ihre Arbeit zu geben. Bis 1929 ließ Thyssen 284 Häuser in Konkurrenz zu den privaten Vermietern bauen (Boldt, Gelhar, 2009, S. 148). Bruckhausen wurde ein ansehnlicher, auch kulturell wichtiger bürgerlicher Stadtteil mit einem Kasino, Apollotheater und einer Fülle von Läden und Handwerkern – mit allem, was zum Leben gut und wichtig ist (Geschichtswerkstatt 2011). Das Werk erweiterte sich unterdes bis an den Rhein.

Thyssen verfügte nicht nur über riesigen Grundbesitz am Rhein, von Ruhrort aus bis weit nach Norden, sondern auch noch über Grubenfelder bis zur Lippe und weit über Wesel hinaus. Schließlich war auch das Fischerdorf mit Rheinhafen vollständig vom gewachsenen Werk eingekreist. Das Dorf verschwand Anfang der 1960er Jahre. Seine baulichen Reste liegen unter der begrünten Deponie – von deren Spitze aus man heute in die Abstichebene des Schwelgerner Hochofens, des „Schwarzen Riesen“, schauen kann. Jetzt, da nicht mehr so viel Arbeit gebraucht wird und der Hinweis auf Umweltbelastungen und ihre gesundheitlichen Folgen die Produktion und ihre Erweiterung gefährden könnten, wird der Stadtteil

nicht mehr gebraucht und soll mit Hilfe von Grün „auf Abstand“ gebracht werden.

Was kann, was wird, was soll geschehen?

Bruckhausen ist, planerisch gesprochen, eine für das Ruhrgebiet ganz normale ‚Gemengelage‘ von Industrie und Wohnen. Bruckhausen ist ein besonderer Stadtteil – bürgerlich und industrienah, mit vielen denkmalwerten Gebäuden und Stadträumen. Er ist auch deshalb ein Beispiel, weil hier das ganze ökonomische Gewicht dieser Industrie zu Lasten der industrienahen Wohngebiete sichtbar wird. Die Stadt ist offensichtlich angesichts dieses Gewichts, das sich als Haushaltsgröße direkt kommunalpolitisch umsetzt, nur noch in der Lage, eine Anpassungsplanung zu betreiben.

Kann die Stadt anders als sich anzupassen – angesichts einer Spende des Konzerns TKS von 35,9 Mio. €, die nach Abschluss des städtebaulichen Vertrags gezahlt wurde? (Geschichtswerkstatt 2011).

Sie kann es – wenn sie wollte – in den folgenden Punkten:

- Sie kann alle Informationen zum städtebaulichen Vertrag offenlegen,
- sie kann, da der Stadtteil nicht vollständig vor den Emissionen des Werks zu schützen ist, Denkmalschutz und Ensemblechutz aussprechen,
- sie kann den ganzen Stadtteil als Entwicklungsbereich handelnd angehen.

Ja, sie kann – wenn sie nur wollte – mit der Hütte Vereinbarungen treffen, z.B. eine verbindliche Emissionsschutzstrategie vereinbaren, die die Bewohner, ihre Bürger, mehr schützen und abschirmen würde als ein grüner Sichtschutz es je könnte.

Hiermit werden die Stadt und die politisch Verantwortlichen und auch die Hütte erneut an ihre Pflichten gegenüber ihren Bürgern bzw. für ihre Beschäftigten erinnert.

Manfred Walz, Jg. 1940, in Synthese von Naturwissenschaften und Kunst in einer Ausbildung zum Architekten, dann Stadtplaner, immer zeichnend, und seit 1984 Titelblattzeichner für AMOS

die Literatur dazu

Boldt, K.-W., Gelhar, M.

Vom Vorzeigeviortel zum Problemgebiet: Duisburg-Bruckhausen
in: Prosek, A. u.a. (Hrsg.), Atlas der Metropole Ruhr, Essen 2009, S 148 f

Geschichtswerkstatt DU-Nord, 2011,

Brief an den Oberbürgermeister, Einwendung gegen den Bebauungsplan 1104 sowie den Flächennutzungsplan 3.27 der Stadt Duisburg
in: www.geschichtswerkstatt-du-nord.de

Treue, W.

Die Feuer verlöschen nie. August-Thyssen-Hütte 1890-1926
Düsseldorf und Wien 1966

www.deutscherwerkbund-nrw.de

www.staedtebaufoerderung.info

Zum Thema „Abstandserlaß“ der 1970er Jahre siehe auch:

Walz, M.

Die Bedeutung der räumlichen Konzentration der Industrie für die Entwicklungsplanung am Beispiel der (Nieder-) Rheinschiene
in: Janssen, J. u.a. (Hrsg.), Stadtentwicklungsprozesse in der BRD. Ausdruck der Ohnmacht von Stadt- und Regionalplanung
Köln 1979, S 37 ff

2. Auflage



Haben sich Migrantinnen und Migranten in Deutschland überhaupt gegen Rassismus zur Wehr gesetzt? Und welchen Nutzen für eine kritische Gesellschaftstheorie ziehen wir, wenn wir den Spuren des migrantischen Widerstands nachgehen? Unter Rückgriff auf eine historische Analyse der Auseinandersetzungen von Migrantinnen und Migranten in der Bundesrepublik entwickelt Manuela Bojadžijev eine relationale Theorie des Rassismus, die in der Lage ist, seine historischen und aktuellen Konjunkturen zu bestimmen.



Fähigkeiten im Umgang mit migrationsbedingter, gesellschaftlicher Vielfalt jenseits nationalstaatlicher Logik finden sich bereits im urbanen Alltag. Von hier aus werden sie in globale Diskurse eingebracht. Demgegenüber steht im national verfassten Staat allerdings (noch) das machtvolle Beharren auf der Ziehung von Grenzen.



Rolf Euler

Industriekultur auf Zollverein – wohin?

Möglicherweise hat schon manchen Ruhrgebietsmenschen ein Unbehagen beschlichen angesichts der Vermarktung der „Industriekultur“ auf Zollverein. Insbesondere zur Kulturhauptstadt kam man ohne das markante Doppelfördergerüst an keinem Event vorbei. Und die Besucherlenkung, Tourismuswerbung, Industriekulturförderung konzentriert sich in einem Maße auf das Zollverein-Weltkulturerbe, dass andere Orte dagegen ‚alt aussehen‘.

Auch Bergleute, die sich um ihre Geschichte, die Geschichte ihrer Arbeit und die Darstellung in anderen erhaltenen Anlagen bemühen, werden mit Bedauern die einseitige Hervorhebung der Anlage „Zollverein“ und ihre Umwertung in eine andere Kulturlandschaft betrachten.

Wenn insbesondere die Architektur bei Zollverein hervorgehoben wird, so wird vergessen, dass das Büro Schupp-Kremmer im ganzen Ruhrgebiet Aufträge für Zechenbauten bekam. Dass sie deutschlandweit Industriebauten planten – zum Beispiel die Anlage des Kraft-durch-Freude-Werkes in Wolfsburg. Wen mehr die Geschichte der Industrie, insbesondere des Bergbaus interessiert, wird auf Zollverein heftig anders empfangen.

Die Umwidmung der großen Mehrheit der Bauten für alle möglichen anderen Zwecke, der Einbau des Museums in die ehemaligen Kohlebunker hat dazu geführt, dass vom „Pütt“ nur wenig mehr als die (schöne?) Außenansicht geblieben ist – und wenn man Glück hat, erklärt die Führung, dass durchs Zechentor von der Hauptstraße her kein Bergmann kam. Und die hätten damals wohl kaum die „tolle Aussicht“ genossen ...

Von Kohlenstaub, Lärm, Gerüchen und schwerer Arbeit, den damit verbundenen sinnlichen Erfahrungen, handelt nur noch ein Bruchteil des gesamten Denkmals – und damit stellt sich die Frage, ob das überhaupt der Bewahrung des Wesens der Bergarbeit für kommende Generationen dient. Die „Rekultivierung“ des ehemaligen der Kohleproduktion dienenden Gebäudebestands war eine Entscheidung, die sich die Äußerlichkeiten zunutze machte, um eine andere Art von Kultur darin, darauf, darum herum zu errichten: die Kultur der heutigen Vermarktung von Vergangenheit – eine Art Mythifizierung, zu der die Bergleute nichts mehr beitragen als ein paar „Steigerführungen“ durch die Restanlage – und die Bemühung des Geschichtskreises, am Rande der Hauptereignisse in einem Gebäude Archiv und Bergbaugeschichte des Bergwerks zu erhalten.

Da die Arbeitswelt unter Tage bisher nicht im Original zu bewahren war – die Pläne für eine sogenannte „Besucherzeche“ wurden wegen der angeblich zu erwartenden Kosten immer gleich begraben –, bleibt die Erfahrungswelt des Bergmanns nur teilweise und in sauberem, „aufgeräumtem“ Zustand in Bergbaumuseen zu betrachten. Bemühungen von oft ehrenamtlich sich engagierenden ehemaligen Bergleuten, in ehemaligen Lehrstollen, Ausbildungshallen oder Maschinenhäusern ihre Geschichte zu erhalten, werden im Zusammenhang „Weltkulturerbe“ nicht mit erwähnt, doch sind sie es für das Ruhrgebiet und seine typische Geschichte in besonderem Maße ebenfalls! Die kommende Beendigung des Steinkohlenbergbaus im Jahre 2018 wird hier weitere Wunden – zu-

sätzlich zu allen anderen sozialen Verwerfungen – reißen. Die stark gestiegene Zahl der Anträge auf Besuchsgrubenfahrten bei den beiden noch betriebenen Bergwerken Auguste Victoria und Prosper zeigt deutlich, welcher Bedarf weit über die Stilllegung hinaus bestünde.

In einem Buch über die Architekten-Arbeiten von Schupp und Kremmer schreibt der Industriearchitekt Wilhelm Busch dazu:

„Zwar hat schon mit der Stilllegung der Zentralschachtanlage Zollverein 12 ... die einmalige Chance bestanden, Beispiele der Bergbauarchitektur von weltweit anerkannter Qualität zusammen mit der intakten technischen Infrastruktur zu erhalten. Aber in einem ebenfalls weltweit einmaligen unkoordinierten Kompetenzgerangel von Land – Stadt – IBA Emscher Park – Entwicklungsgesellschaft Zollverein (EGZ) – Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) – Stiftungen ist die Technik aufgegeben, ausgeräumt und zerstört worden. Zollverein 12 ist unter dem Zeichen des Strukturwandels im Revier reduziert worden auf ein verwertbares Gewerbegrundstück, dem ein paar verbliebene multifunktional nutzbare Hallenkomplexe als Anziehungsobjekte, heute ‚Attraktoren‘ genannt, zu überregionaler Bedeutung verhelfen sollen. ... die Schachthalle in weiten Bereichen zu Veranstaltungsräumen und Mietflächen von Beliebigkeit umgestaltet, Schalthaus und Werkstätten, Hochdruckkompressorenhaus und Luftdruckzentrale sind ausgeräumt und umgenutzt, das Kesselhaus ist zerstört, die technisch-apparative Ausstattung der Kohlenwäsche ausgeräumt, die Gebäudekonstruktion abgebrochen und durch einen nachempfundenen Neubau ersetzt, dem jede Funktionalität einer aktuellen musealen Nutzung abgeht.

... der Arbeitsablauf bleibt nur ein stummes Zeugnis, da er mangels Antrieb nicht mehr erlebt werden kann. Nicht die geringsten Reste oder Strukturen von Arbeitsplatzgestaltung sind nachvollziehbar erhalten. Auf Zollverein ist trotz Weltkulturerbestatus nahezu alles eliminiert worden, das nicht zu dem Bild gehört, das eine geschichtslose Elite nach dem Untergang des Bergbaus gern noch tradieren möchte. ...

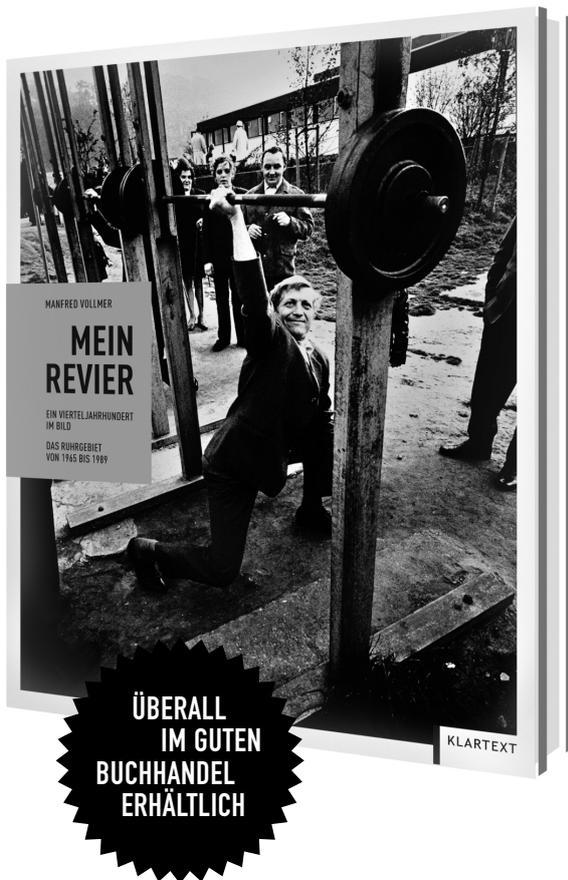
Man fühlt sich an (Erik) Regers Kulturkritik hinsichtlich des Mäzenatentums erinnert: Denkmalpflege als Kulturbeitrag in einer Region, deren Bewohnern man das Recht abspricht, selbst über die Definitionen zu befinden.“

Zollverein „hat den wechselnden Veranstaltungen einen historisch verbrämten Rahmen zu geben, den morbiden Charme der Erinnerung an das authentische Arbeitermilieu bereitzustellen.“

Diese Kritik gipfelt im Vorwurf, Zollverein sei eine „geschick inszenierte Fälschung“, die mit dem Bergwerksinventar und der zugehörigen Tradition nicht kompatibel ist.

Zollverein ist – trotz Wasserhaltung unter Ruhrkohle-Direktion – kein „Pütt“ mehr, ein Denkmal für alles mögliche Andere, nicht aber für Bergbau und die Arbeit der Bergleute.

Rolf Euler, Mitgründer von AMOS, Bergmann auf der Zeche General Blumenthal in Recklinghausen, jetzt im Ruhestand mit Bedarf an kommunitären Zuständen



MANFRED VOLLMER



Mein Revier

Ein Vierteljahrhundert im Bild.
Das Ruhrgebiet von 1965 bis 1989

Manfred Vollmers Fotos nehmen den Betrachter mit auf eine Zeitreise zu den Brennpunkten des Reviers. Die Bilder erzählen von unvergessenen Ereignissen, von starken Emotionen und Erschütterungen: vom Sterben der Henrichshütte, vom Aufruhr um Rheinhausen, von Arbeitskämpfen und vom Streit für den Erhalt einer Siedlung. Seine Fotos erzählen aber auch von Schrebergärten, vom Fußballplatz, vom Taubenzüchter oder von den Träumen und vom Alltag der Jugend. Auf den Bild-Spuren von Manfred Vollmer begegnet man Personen der Zeitgeschichte ebenso wie den Menschen des Reviers, dem Alltag in glücklichen und traurigen Momenten.

Als Manfred Vollmer 1965 ins Ruhrgebiet kam, war dies noch klassisch schwarzweiß. Genau wie die Fotos aus jener Zeit von Mitte der 1960er bis zum Ende der 1980er Jahre. Viel ist passiert in dem Vierteljahrhundert, das die letzte große Ära des Schwarzweiß-Fotos sein sollte. Es war die Ära, in der das Ruhrgebiet ziemlich umgekrempelt wurde. Manfred Vollmer zog ins Ruhrgebiet, um an der Folkwangschule zu studieren. Er blieb bis heute, und aus dem eher zufälligen Kontakt mit dem Ruhrgebiet ist eine tiefe Verbindung und eine lange Freundschaft geworden. Nie unkritisch. Nie anbiedernd. Aber immer mit Herz.

→ 128 Seiten, zahlr. Abb., Festeinband, 19,95 Euro,
ISBN 978-3-8375-0866-6

Klartext Verlag, Heßlerstraße 37, 45329 Essen, Tel. 0201 / 86206-0, info@klartext-verlag.de

www.klartext-verlag.de

KLARTEXT

Rolf Stefaniak

Der Ruhrmensch und das Kapital

Fatzer sagt: „Von jetzt ab und für lange Zeit über / Wird es keinen Sieger mehr geben / Auf eurer Welt, sondern nur mehr / Besiegte“ (Brecht 1994, 116). Das Stück spielt in Mülheim am Ende des Ersten Weltkriegs und nach der Oktoberrevolution. Brecht hat sich mit diesem Stoff von 1926 an bis 1930 beschäftigt. Dann kam der Faschismus.

Jörg Bogumil und Weitere entwerfen in ihrem kürzlich erschienenen Buch (2012) neben einem großen Panorama für alles Folgende auch eine Soziologie des Ruhrgebiets. (Oder ist es nicht vielmehr eine Anthropologie, die sich mit der Frage herumschlägt, was der Mensch in seiner Ruhrausgabe ist und was er zu seiner Vervollkommnung benötigt?) Ein herausragendes Kapitel trägt die Überschrift „Unterstadt und neue Unterschicht“ (69 ff.) und bezieht sich schon mit seinem Titel ausdrücklich auf Franz Josef Degenhardt: „Spiel nicht mit den Schmuttelkindern, / sing nicht ihre Lieder. / Geh doch in die Oberstadt, / machs wie deine Brüder!“ Und das meinen sie entgegen der schwarzen Moritat tatsächlich so.

Heute sei die Unterstadt nicht mehr von einer Arbeiterklasse bevölkert, deren Solidarität für den Kleinbürger immer unheimlich war. Heute existiert eine „neue Unterschicht“ mit mangelhafter Bildung und ohne Antrieb. Harald Schmidt mit seinem Unterschichtenfernsehen hat seinen Scherz daraus gemacht. – Wer nach Vorbildern suche, so weiter, müsse in die Oberstadt. Zwar seien auch hier die bildungsnahen Schichten gegenüber anderen Regionen in der Minderzahl, aber immerhin beherrschten sie ihr Milieu.

Bogumil und die anderen Autoren schreiben für die Eliten aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft. Ihnen, die wissen (und es wissen müssen), wo's langgeht, sind die Handreichungen gewidmet, nicht der alten oder neuen „Unterschicht“. Die anderen, die Anstelligen aus dem (Klein-)Bürgertum der Oberstädte, muss man nutzen, wenn aus der Region eine „Kapitale“ eigener Art werden soll: eine Kapitale am Ende des Industriezeitalters, die ihre Geschichte als die ihrer – immer auch kriegslüsternen und -fähigen – Montanindustrie anerkennt und sich bewusst von ihr abwendet, weil es mit dem Verbund von Kohle und Stahl ein Ende hat. Man wird die aus den Oberstädten nutzen oder besser ihr „Humankapital“, in das sie mit Hilfe der Bildungseinrichtungen (weil's besser passt zur ersehnten Kapitale) ihr Arbeitsvermögen veredelt haben.

Im Land von Krupp und Krause

Die Unterstadt freilich, zerfressen von Hartz-IV-Armut, von Ausweg- und Interesselosigkeit und ohne jede Initiative, ist unbrauchbar. Bereits vor neun Jahren erkannte der Dortmunder Journalistikwissenschaftler Kurt Rager: „Etwa ein Viertel der Schüler hat ... eine hohe emotionale Distanz zum Informationsmedium Zeitung. Diese Jugendlichen, die man als ‚Zeitungsverweigerer‘ typisieren könnte, sind für die Tageszeitung kaum erreichbar. Und – so ist zu befürchten –

ebenso wenig für Informationsangebote in anderen Medien.“ (2003, 182) So wenig, muss man hinzufügen, wie diese Angebote sich für die abgehängten Jugendlichen interessieren.

Das Industriezeitalter hat auch im Ruhrgebiet unter seinen Werkträgern einen Menschentyp hervorgebracht, der im Verhältnis zu seinesgleichen solidarisches Verhalten als Anspruch und Gegenwehr behauptet hat. Mit ihm ist einmal die Hoffnung in der Welt gewesen, Solidarität könne an die Stelle der alten Konkurrenzbeziehungen und -verhältnisse treten. Daran anzuknüpfen scheint in Zeiten aussichtslos, die durch Deregulierung und Individualisierung, durch Prekarisierung und die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich geprägt sind. Die Konkurrenz eines jeden gegen jeden unter denen, die noch nicht ganz herausgefallen sind, scheint naheliegend und realitätstüchtig zu sein. Der „neue Unternehmer“ ist gefragt. Und der muss fürs Ruhrgebiet gegen alle Tradition, die neben den üblichen Kleinunternehmern und Freiberuflern nur ordinäre Großkapitalisten kennt, in weiten Teilen erst erfunden werden.

Dabei spielt keine Rolle, ob dieses „unternehmerische Selbst“ auf den grünen Zweig kommt; wichtiger vielmehr, dass, wie prekär seine Beschäftigung auch ist, er die Initiative selbst in die Hand nimmt und über sich verfügt, wie sonst der fremde Unternehmer es gegenüber seinen Arbeitern oder seinen Angestellten getan hätte. So gibt es Speditionsfahrer, die genötigt werden, den eigenen LKW anzuschaffen, um als selbständige Fahrzeugführer der Logistikbranche demselben Unternehmen ausgeliefert zu sein wie zuvor, nur dass sie sich neben dem finanziellen Irrsinn, von dem sie nichts als Schulden haben, auch um ihre Ruhezeiten kümmern müssen, auf die sie als Unternehmer gern verzichten werden. Und es gibt Frauen in Minijobs, die jederzeit auf Abruf zur Verfügung stehen und von denen sie gleich mehrere brauchen, um sich und die ihren über Wasser zu halten.

Im Fatzer-Lehrstück lautet die Lehre:

„Du bist fertig, Staatsmann / Der Staat ist nicht fertig. / Gestatte, daß wir ihn verändern / nach den Bedingungen unseres Lebens. / Gestatte, daß wir Staatsmänner sind, Staatsmann. / ... Der Staat braucht dich nicht mehr / Gib ihn heraus.“ (118)

Rolf Stefaniak, Jahrgang 1944, Journalist

die Literatur dazu

Bogumil, Jörg, Rolf G. Heinze, Franz Lehner u. Klaus Peter Strohmeier

Viel erreicht – wenig gewonnen. Ein realistischer Blick auf das Ruhrgebiet, Essen 2012

Brecht, Bertolt

Der Untergang des Egoisten Johann Fatzer. Bühnenfassung von Heiner Müller, Frankfurt am Main 1994

Rager, Kurt

Jugendliche als Zeitungsleser: Lesehürden und Lösungsansätze, in: Media Perspektiven 4/2003, S. 180 ff.

Anton Schlösser

Die Städte sind für dich gebaut oder: Metropole

Auf dem Plan steht der Rückbau der größten Industrieregion Europas in eine offene Zukunftsverheißung der Moderne. Die Welt der Industriearbeit hat ihre Kleider verloren. Mit ihrer Härte ist auch ihre Schönheit vergangen. Wehmut ist in den entvölkerten Branchen schon der Herrschaft der Sachzwänge gewichen. Der Markt reguliert die Ströme der neuen Wege, auf denen die Menschen laufen.

Die Städte werden umgebaut. Die Türen der Häuser verglast in dieser virtuellen Metropole.

„Metropole“ doch ist in der Antike das Wort für „Mutterstadt“. Aber was passiert hier bei uns? Ende des letzten Jahrhunderts sollte aufgeräumt werden. Weg mit dem alten Kram! Das Neue sollte aus den Ruinen entstehen, mit ein paar Denkmälern der Arbeit geschmückt. Die Welt ist ein Vergnügungspark, in dem die Leistung sich feiert in Metropolen aus der Börse des Zauberhuts. Doch „die Städte sind für dich gebaut“.

So entstand das Projekt des Medienkünstlers Klaus Armbruster und des Komponisten Wolfgang Hufschmidt. Gesponsert wurde es als Spektakulum des Übergangs. In dieser Dramaturgie entstand das Multimediaprojekt RUHRWERK auf dem Boden einer neuen Tragödie im Geiste der Antike.

Klaus Armbruster wuchs in einem Dorf der Schwäbischen Alb als Pfarrersohn auf. Er ging von da in den aufrührerischen 60er Jahren in die großen Städte. Über Stuttgart und Hamburg kam er als bekannter Künstler ins Ruhrgebiet. Erstaunt über die Ausdehnung, den ganz eigenen Verbund von Arbeit und Leben, die individuelle Atmosphäre des Zusammenseins einer sonst nie gesehenen Kreativität des Alltags, fand er hier seinen Platz in einer Welt, die ihn faszinierte. Statt der des gewachsenen Bürgertums ein betriebsames Leben mit Herz für das so Verschiedene im Eigenen wie sonst nirgends. Unverwechselbar ist der Dialekt der Orte mit ihren Zuwanderern aus vielen Ländern. Sie haben oft alles Eigene verlassen, um Arbeit fürs Leben zu finden. Aber Eigenes blühte nun wieder in jeder Eckkneipe, auf den Rängen der Fußballstadien, in den Straßenbahnen, zwischen den Türmen und Flözen.

Nun sollte Halali geblasen werden für das Neue. Klaus Armbruster sah mit großer Traurigkeit das Alte gerade noch verschwinden und die traditionellen Lebengrundlagen wegbrechen. Er sah viele kleine, oft leerstehende Häuschen zwischen gigantischen Fabriklandschaften, die zu Branchen verödeten. Umstellt und durchzogen waren die schon von neuen Glashochhausblöcken, glitzernden Verwaltungsriesen und multiplen Turmkaskaden neben in den Himmel ragenden alten Gerätschaften, Eisengestängen, Freitreppen, Riesenrädern und luftigen Podesten. In deren Verlassenheit ist die alte Schutzlosigkeit zu spüren – und ebenso der Wagemut.

Nun ist eine laute und neue Welt auf dem Weg, ihr Gesicht zu finden. Doch Klaus Armbruster und Wolfgang Hufschmidt bliesen ihr Halali nicht auf den schönen Schein des Kaisers neue Kleider, sondern auf die Wirklichkeit, auf das, was sie sahen.

Sie kannten die Kleider der Leute, für die die Städte ge-

baut sind. Sie nahmen sie aus dem Drehbuch Bertolt Brechts, das er geschrieben hatte mit dem Komponisten Kurt Weill und dem experimentellen Filmemacher Carl Koch. Im Mai 1927 hatten die Städtischen Bühnen in Essen einen Musiktheaterauftrag vergeben, der die Besonderheiten des Ruhrgebiets zum Thema hatte. Damals war das Projekt durch einflussreiche, antisemitische Essener Bildungsbürger gescheitert. Auf Flugblättern wurden die Künstler diffamiert.

Nun legten Armbruster und Hufschmidt ihre Finger auf die alte, nicht verheilte Wunde: „Die Städte sind für dich gebaut.“ Aber wer bist du? Und wer baut die Städte nun in die Zukunft? Aus welcher Vergangenheit in welche Gegenwart? Das sind die multimedialen Fragen des RUHRWERKS und die des Zyklus der 81 Bilder, die Klaus Armbruster später danach malte. Damals begegnete ihm nach der Premiere der Ministerpräsident des Landes: „Herr Armbruster, ich dachte, wir wären weiter.“

Die Prominenz wollte sich feiern. Wo waren die Arbeiter unter den 1.200 geladenen Gästen? Aufgewertet durch Kunst das Treiben um den wunden Punkt. Aber Klaus Armbruster hatte ihn zu seinem Thema gemacht. Er hatte die Geschichte dargestellt, wie er sie sah und so, wie er um die Menschen trauerte. Anlässlich der Feier in der alten Maschinenhalle fragte er sich und alle, was es bedeutet, wenn Kunst die Maschinenhalle füllt und der Hof bestellt ist für die Künstler – so hoch bezahlt. In METROPOLEN hätte es so viel Mittel ungefragt nicht gegeben.

Im Kopf hatte Klaus Armbruster: „Ihr müsst die Städte, die wir verpestet haben, bewohnbar machen“, das sagte Bertolt Brecht im Namen der Arbeiter, die er glaubt, verraten zu haben. Sibyllinisch ist die Kunst.

In der Falle sind leicht diejenigen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen. Produktiv in der Kriegsrüstung (immer noch und wieder schon) hatten sie für die Nazis hochgerüstet und Bomben produziert, solche, durch die sie selbst in Schutt und Asche gelegt wurden. Dann haben sie den Schutt wieder weggeräumt, um die Städte bewohnbar zu machen. Die düstersten Bilder des Zyklus.

Immer wieder neu fängt es klein an. Für das Licht in Lampen braucht man Öl und fand es in der Erde. Bald bauten die Konzerne die Ölindustrie. Die Großproduktion gewinnt und zerstört die Welt wie nie zuvor. Fortschritt und Zerstörung nicht nur der Außen-, sondern auch der Innenwelt. Können wir nicht anders? Fehlgeleitet durch das Großkapital haben es besonders die Leute ohne Kapital auszubaden.

Die letzten Zeilen des Bertolt-Brecht-Gedichts: „Kurz: ihr kommt / In die besten Hände. Alles ist seit langem vorbereitet. Ihr / Braucht nur zu kommen/ „

Klaus Armbruster fragt: „Was ist das eigentlich, was hier passiert? Es ist von A – Z Betrug.“

Betrogen sahen sich ihrerseits der Ministerpräsident und eine Vielzahl von Bürgermeistern in der Jahrhunderthalle über die Darbietung vor 3.500 Zuschauern in RUHRWERK; Millionen Investitionen für 77 Minuten.

In der Jahrhunderthalle hatten die Politiker der Regierung des Landes mit ihrem Ministerpräsidenten die Posaunen in

der Tasche. Aber es waren nicht ihre Melodien, die sie hörten. Der Applaus war riesengroß, aber ihre Mäuler waren schief dabei, als sie die Worte des B.B. nicht verstanden: „Weiß ich für Euch, ihr Geschlechter kommender Zeiten / Nicht einen Hinweis mit unsicherem Finger / Könnt ich Euch geben“.

Es bleiben „die verpesteten Städte“ und die Klagen des B.B. als Appell an die „Jungen Leute kommender Zeiten und / Neuer Morgenröte über Städten, die / Noch nicht gebaut sind“.

In Klaus Armbrusters Bilderzyklus ist eine Tafelreihe: NEUE ARBEIT. Die Arbeitenden sind in Folien gehüllt – nun nicht mehr der Industriearbeiter zum Schutz gegen die Gefährdung durch das Arbeitsmaterial, sondern dieses zu schützen vor den Ausdünstungen der Arbeitenden. Die Welt ist vor dem Menschen zu schützen.

Wem gehört die Welt? Und an wen richtet der sentimentale alte Brecht seine Klage? Er weiß, dass er sich vorsehen muss, denn die Auftragserteilung für reine Kunst ist reine Täuschung unreiner Toren. So richtet er sich an euch „Ihr jungen Leute ... / Muß ich Euch bitten / All das Nichtgesagte zu sagen / All das nicht getane zu tun / ... Warum saß ich ... / Am Tisch der Unfruchtbaren mitessend das Mahl / Das sie nicht bereitet hatten? / ... warum mischte ich / Meine besten Worte in ihr / Müßiges Geschwätz?“

Heute wird unter Schutzschirmen wieder alles gemacht, wie es immer war – gegen den Bürger, gegen die Arbeiter und die jungen Leute, die B.B. um Hilfe rief.

Anton Schlösser, Jg. 35, Studium der Medizin, Geschichte, Philosophie und Germanistik, Dr. med., 78 – 96 Leiter der im Rahmen der Psychiatrie-Enquete gegründeten Fachklinik Langenberg, lebt in Hattingen, engagiert seit Anfang der 70er Jahre in der Friedensbewegung und der Sozialpsychiatrie

Anton Schlösser

Gedichte

Schnurgerade

... und dein Acker soll durch die Schnur ausgeteilt werden.
Der Prophet Amos 7.17

Ach im Mai wenn die Minze grün ist
Und wie eine senkrechte Schnur
Ins Helle geht mit gezackten Spitzen
Waagrecht dann im Teetopf liegt:

Meine Welt ist das Kraut um mich
Herum mächtig und starr wie die Türme
Mit Dächern unter denen Frauen träumen
Die nie jemand sah in diesem Städtegeschirr

Abends in dieser Zeit die angeknipsten Lampen
Die Gardinen durchsichtig machen den Augen
Zeigen wie nackt die Haut im geschützten
Licht zwischen senkrechten Wänden die Waage hält

Die wir bauen und bauen gegen die Schräge
Hoch oder runter in der Dunkelheit
Rühre ich meinen Löffel in der Tasse
Maiperlen auf der Schnur im Blick.

Äpfelchen

Tot
lachen
kann
ich mich.

Wenn die Lügen treu bleiben
sind sie wie Schwestern
mit roten Backen im Herbst
fallen sie aus den Kronen.

Die weiß niemand zu tragen.
Kopf hoch! In bar das Haupt!
Ähre auf dem Halm
biegt sich im Wind.

In Europa scheint die Sonne
unter Rock & Schirm
Ehre zum Glück
die auf der Bank sitzt.

Halsüber

Worte um den Hals
Gedrehte kaputte Schirme.
Pfaffen sitzen
Im Rollstuhl auf ihren
Wundgelogenen Ärschen

Suchen sie mutig ihren Kopf
Und finden Verständnis
Die Türen geschlossen zu halten
Gebietet der Anstand
Mit Schulden gut zu verdienen.

Aber wenn richtig der Wind
In den Anstand bläst
Hilft nix als Beine machen.
Beine über Beine im Kopf
Den Hals zu retten.

Ratte im Rad

überwacht
bleibt besonders
die Zeit
auf dem Laufenden
Stillstand
zu meiden
die Echtzeit
bar auf der Hand

und im Spiegel
das Lachende
in der Bilanz.

Anton Schlösser

Sumaya Farhat-Naser

Das Gute ans Licht bringen kann Frieden schaffen

ZWURF

Stärker werden in der Friedensgruppe

Eine Schramme im Gesicht einer jungen Frau war auffällig. Auf meine Frage danach hörte ich von einem Zweig, an dem sie sich verletzt habe. Doch bald verriet die blauen Flecken im Gesicht, dass sie geschlagen wird. Unsere Blicke in der Gruppe begegneten sich, sprachen Mitgefühl und Verbundenheit aus. Niemand fragte. Wir machten einige Übungen zur Selbststärkung. Wir besprachen Prinzipien von gewaltfreiem Denken, Fühlen, Sprechen und Handeln: Wie gehe ich gewaltfrei mit mir selbst um, wie trage ich Sorge für mich, wie bestärke ich mich, wie bleibe ich ‚ich selbst‘ und wie bleibt mein Kopf hoch erhoben, trotz alledem und gerade weil mir so viel Böses zustößt.

Es dauerte Wochen, bis die Frau sprach und nach Hilfe fragte. Angst und Scham hätten sie erdrückt. Der arbeitslose Mann wird seit vier Jahren nicht eingestellt, weil er keine Identitätskarte hat, obwohl er hier im Westjordanland geboren wurde und immer hier gelebt hat, Haus und Land besitzt. Militärverordnungen der IDF, der ‚Israelischen Verteidigungskräfte, sorgen dafür, dass viele Menschen ihre Identitätskarten verlieren und ihnen das Recht auf ihr Leben im eigenen Land entzogen wird. Wut, Zorn, Verzweiflung und Ohnmacht steigen auf. Die Frau arbeitet als Sekretärin und versorgt die Familie mit drei Kindern.

Wir einigten uns, dass sie, die Kinder und der Mann es sehr schwer haben, und alle bräuchten Hilfe. Auch der Täter ist ein Opfer; er hat begonnen, ein Feind zu sein gegen sich und andere, und er weiß, dass er anderen Unrecht antut und auch sich selber.

Ich suchte Hilfe für die Familie. Eine Freundin spendete die Schulgebühren für eines der Kinder. Der Pfarrer und ich überlegten, wie wir den Mann gewinnen könnten, und machten einen Plan. In einem offiziellen Brief lobte der Pfarrer den Mann, weil er seine Frau ermutige, zu den Friedensseminaren zu gehen – obwohl wir wussten, dass er das Gegenteil tat. Durch das Loben wollten wir ihn ermutigen, Positives zu wagen. Als Belohnung seien die Gebühren für das Kind erlassen worden. Der Mann war so froh und der Wert der Fortbildungsseminare stieg in seinen Augen auf. Er ermutigte von nun an seine Frau, an den Seminaren teilzunehmen, während er sich liebevoll um die Kinder kümmerte. Er wartete gespannt auf

die Unterlagen der Seminare und las sie – wodurch sich viele weiterführende Gespräche zwischen den beiden entwickelten.

Dann bat ich den Pfarrer darum, dem Mann eine Aufgabe zu geben für einen symbolischen Lohn, damit er sein Selbstwertgefühl wiedererlangen könne. Wir einigten uns, dass er im Bereich der Familien-Sozialberatung arbeiten sollte. Hierfür brauchte er Anleitung in mindestens zehn Sitzungen. Er, seine Frau und weitere drei Paare nahmen teil. Er konnte an sich selbst arbeiten, konnte verstehen, was in ihm vor sich gegangen war. Dieses Lernen brachte ihn dazu, mit seinen Gefühlen und den Problemen anders umzugehen. Er aktivierte sich, um sich selbst zu helfen. Er war danach wie neu geboren, dankbar und voller Energie. Er wurde voll eingestellt als Berater für Jugendliche und sozial schwierige Familien, und seine Frau, mit ihrer Erfahrung, begleitet nun andere Frauen.

Eine Moschee zeigt die Gemeinsamkeiten von Religionen

Im Jahr 2008 ist in Madaba/Jordanien, wo 10% der Bewohner Christen sind, eine Moschee eingeweiht worden mit dem Namen: „Issa Ibn Maryam“, „Christus, Sohn von Maria“. Die Innenwände sind geschmückt mit Suren aus dem Koran, wo Jesus und Maria verehrt werden. Diese Moschee ist ein Symbol für das Umarmen zwischen Christentum und Islam und bezeugt das Gemeinsame der Religionen. Das Akzeptieren und Respektieren von anderem Glauben und Denken ist grundlegend für das Zusammenleben, für Frieden und Versöhnung. Die Freude an den gemeinsamen Wurzeln, Ritualen und Traditionen in den Religionen bereichert die ganze Gesellschaft und ihr gemeinsames Wachsen.

Der Bau einer solchen Moschee mit dieser Idee und diesem Ziel geschieht wohl zum ersten Mal in der Geschichte der islamischen Länder. Unsere Hochachtung ist groß für die Familie Uteibi, die die Moschee baute, und für die Regierung Jordaniens, die sie sehr unterstützte. Und wir verstehen es als eine unserer Aufgaben, über solche Ereignisse mit Freude und Anerkennung zu berichten und davon zu lernen. Je mehr wir davon erzählen, desto mehr lernen wir das Positive in den Vordergrund zu stellen und desto mehr wächst die Hoffnung auf eine Wiederkehr von Zeiten des friedlichen Existierens aller Religionen. Wir erkennen, das Gute ist in den meisten Menschen vorhanden. Dieses Gute ans Licht zu bringen, lässt das Gute vielfach werden. Solche Geschichten zu erzählen, ist immer und überall wichtig.

Sumaya Farhat-Naser, palästinensische Christin, Stipendiatin beim Ev. Studienwerk Villigst, hat in Hamburg studiert, ist promovierte Botanikerin, arbeitete von 1982 – 1997 als Professorin an der Universität Bir Zeit und leitete 1997 – 2001 das damals jüdisch-palästinensische Jerusalem Center of Women, schrieb Bücher über das Leben in Palästina – und engagiert sich in der Westbank als Mentorin für Friedensarbeit und gewaltlose Konfliktbewältigung von Jugendlichen und Frauen. Sie ist vielfache Preisträgerin.

Träger der Fortbildung und Friedenserziehung ist das Berliner Missionswerk. Spendenkonto zur Unterstützung der Fortbildung und Friedensarbeit in Palästina:

*Berliner Missionswerk. Projektnummer 4613
Evangelische Darlehns-genossenschaft (EDG) Kiel,
BLZ 100 602 37 – Konto-Nr: 777820*

BIC: GENODEF1EDG – IBAN: DE35 2106 0237 0000 777 820

Lesetipps zu Palästina

Uri Shani

Nemashim. Ein arabisch-hebräisches Theaterprojekt
AphorismA Verlag, Berlin 2011, 164 S.

Regis Debray

Brief an einen israelischen Freund
Laika Verlag, Hamburg, 112 S.

Daniel Cil Brecher

Der David – Der Westen und sein Traum von Israel
Papyrossa, Köln 2011, 251 S.

Mehr sein als ein Foto im Schuhkarton denn hinter jedem Bild steckt ein Mensch und seine Geschichte. Sie erzählen - wir zeichnen diese Geschichte auf.

Mehr sein als ein Foto im Schuhkarton – was heißt das?

Erinnerungen offenbaren Geschichte, Kultur und Seele einer Familie. Sie sind ein unschätzbare Wert für Angehörige und alle kommenden Generationen. Aus diesem Grund haben wir MEMORANDUM gegründet. Wir halten Erinnerungen fest, indem wir ein Interview mit Ihnen als Video aufzeichnen. So entsteht ein einzigartiges Dokument für Sie, Ihre Familie und Freunde.



Ein Gedanke bewegt uns alle einmal: Was wird bleiben? Nur die „Fotos im Schuhkarton“? Diese werden im digitalen Zeitalter den Festplatten und Online-Speichern weichen. Umso wichtiger ist es, die wertvollen Familienerinnerungen angemessen zu bewahren.

Wir besuchen unsere Gesprächspartner, seien es Sie selbst, ein Verwandter oder ein enger Freund und begleiten sie in ruhigen Gesprächen durch die Geschichte ihres Lebens. Wir halten diese persönlichen Erinnerungen in Ton und Bild fest. Das geschieht in höchster Aufnahmequalität (Full HD).

Auch verschlossene Menschen, die vielleicht Schweres erlebt haben, öffnen sich eher, wenn Außenstehende sie in einer vertrauensvollen Atmosphäre befragen. Einfühlungsvermögen schafft die Basis für ein intensives Gespräch – die Geschichte eines Lebens. Wenn Sie auch denken, dass es wichtig wäre, die Erinnerungen Ihrer Eltern, Großeltern, Tanten und Onkel oder enger Freunde zu bewahren, melden Sie sich gerne unverbindlich, um nähere Informationen zu erhalten. Wir bieten Ihnen hiermit ein ungewöhnlich privates Dokument in professioneller Form an.

Ein Film für Sie und nachfolgende Generationen

Welche Ereignisse in der Familiengeschichte haben Spuren hinterlassen? Woher kommen wir? Wie wurden wir, was wir sind?

Das Angebot, mit meist älteren Menschen Gespräche über ihr Leben aufzuzeichnen, haben bereits viele Familien wahrgenommen.

Das Interview dauert im Normalfall bis zu drei Stunden. Wenn gewünscht, werden Pausen eingelegt. Die Aufnahmen werden von uns optimiert, gegebenenfalls werden Bilder und Szenen eingearbeitet (Fotos von Orten, Familienfotos, historische Aufnahmen) und der fertige Film wird Ihnen übergeben.

Das Ergebnis ist ein Full HD-Film, den wir Ihnen in jeder möglichen digitalen Form anbieten können (DVD, USB-Stick, Blue-Ray, Onlinespeicher). Den Film können Sie sich auf jedem modernen Abspielgerät, am Computer oder sogar - wenn gewünscht - online anschauen.

Was wir machen

Wir besuchen Sie in Ihrer vertrauten Umgebung und führen ein mehrstündiges Gespräch mit Ihnen. Mit ausgewählten Fragen leiten wir Sie geruhsam durch die Geschichte Ihres Lebens. Oft braucht es nur einen Anstoß, um selbst verborgene Erinnerungen wachzurufen, oft einfach die Ruhe, die im Alltag fehlt, um einen Blick zurück zuzulassen. Sie bestimmen, wo und wie Sie das Gespräch führen möchten, wir begleiten Sie und kümmern uns um Bild, Ton und Beleuchtung. Vielleicht möchten Sie in Ihrem Lieblingssessel Platz nehmen, vielleicht im Garten sitzen – wir stellen uns auf Sie ein.

Gibt es Themen, die ausgespart werden sollen? Gibt es etwas, das nie gesagt wurde? Sie alleine bestimmen. Unsere Erfahrung hat gezeigt, dass „keine Vorbereitung“ die beste Vorbereitung ist. Sie werden erstaunt sein, welche Erinnerungen lebendig werden, wenn Sie sich darauf einlassen.

Sprechen Sie uns an.

Katrina und Sebastian Schulz stehen Ihnen für Fragen zur Verfügung.

Weitere Informationen finden Sie auch auf unserer Internetseite.

www.memorandum-koeln.de
mail: info@memorandum-koeln.de

MEMORANDUM

Sürther Hauptstr. 55

50999 Köln

Tel: 02236 / 38 10 56

MEMORANDUM

Kairos Palästina – Bethlehem, am 12. November 2012

Weihnachtsaufruf

Liebe Schwestern und Brüder,
Wir, Kairos Palästina, senden euch Grüße aus Bethlehem, aus der Stadt, auf die sich in der kommenden Weihnachtszeit die Augen der ganzen Christenheit richten, aus der Geburtsstadt unseres Heilandes Jesus Christus.

Im Mittleren Osten leben wir in einer Zeit, in der die Trommeln des Krieges Tag und Nacht zu hören sind. Israel alarmiert die Welt wegen des Irans und behauptet, dass die atomare Bedrohung die Region destabilisiere. Doch die Realität ist eine andere: Die illegale israelische Besetzung ist die eigentliche Wurzel der Unruhen in unserer Region. Sie muss so schnell wie möglich beendet werden.

Die Christen Palästinas sind in einer Region konzentriert, die man auch das christliche Dreieck nennt: Bethlehem, Beit Jala und Beit Sahour. Gerade dieses Gebiet wird erstickt durch eine nicht endende Welle des Baus von neuen Siedlungen. Uns wird der Zugang zu unserem Land genommen, wir haben bald kein Wasser mehr, uns fehlen Gesundheitsdienste, Bildungsmöglichkeiten, Freizügigkeit der Bewegung und alle damit verbundenen Rechte. Darüber hinaus ist unser Dreieck durch den Weiterbau der Mauer von unserem Zentrum Jerusalem isoliert. Das schadet sowohl den Menschen in Jerusalem wie der Region um Bethlehem.

Die Fakten unseres täglichen Lebens stimmen uns trübe. Unser Land wird beschlagnahmt und der Zustrom israelischer Siedler zeigt uns, dass es in unserer Region für Palästinenser – ob Christen oder Muslime – keine Zukunft gibt. Daher wird der Ausblick auf eine klare „Lösung“ von Tag zu Tag immer düsterer.

Jedoch glauben wir, dass es immer noch eine Chance gibt: wenn – und nur wenn – die internationale Gemeinschaft mutig für einen gerechten Frieden eintritt.

Heute habt ihr – unsere Schwestern und Brüder in der ganzen Welt – die Möglichkeit und die Verpflichtung, Gerechtigkeit einzufordern. Wenn ihr euch weigert, die Straflosigkeit für Israel weiter zu dulden; wenn ihr es ablehnt, Firmen zu unterstützen, die die Besetzung unseres Landes finanzieren; wenn ihr darauf besteht, dass Israel sich an internationale Gesetze hält; wenn ihr Druck auf Israel ausübt, damit es den Palästinensern ihre Rechte zugesteht – dann könnt ihr wirklich etwas erreichen.

Die Zeit läuft ab. Aber gemeinsam mit eurer Kraft, eurer Solidarität, eurem Mitgefühl und eurem Engagement können wir Widerstand leisten. Seid mutig und widersteht öffentlich und gemeinsam einer jeden Lösung, die nicht zum Ende der Unterdrückung führt.

Liebe Schwestern und Brüder,

Wir rechnen mit euch. Mit diesem Aufruf zu Weihnachten bitten wir euch, mitzuhelfen, unser Schicksal zu wenden:

Wir bitten euch, Folgendes zu tun:

1. Verbreitet bitte Informationen und theologische Reflektionen (die wir zur Verfügung stellen) an den Adventssonntagen. Eure Geschwister in euren Kirchen sollen erfahren, wie es ihren palästinensischen Schwestern und Brüdern unter israelischer Besetzung ergeht.

2. Verbreitet bitte diesen Aufruf zu Weihnachten in allen Kirchenkreisen und Gemeinden in eurem Land.

3. Schickt Briefe der Solidarität und Unterstützung mit der Forderung nach Gerechtigkeit für Palästina/Israel an die israelische Botschaft in eurem Land. (Informationen unter www.allembassies.com/israeli_ambassies.htm)

4. Informiert auch eure palästinensischen Geschwister darüber, wie ihr mit dem Aufruf zu Weihnachten verfahren seid.

Nur wenn Gerechtigkeit verwirklicht wird, können wir im Frieden leben. Alle Menschen wünschen sich diesen Frieden, den Frieden, der in Bethlehem verkündigt wurde.

Rifat Odeh Kassis, Kairos Palestine

„Unsere Frage an die Schwestern und Brüder in den Kirchen heute ist: Seid ihr bereit und in der Lage, mit uns an der Wiederherstellung unserer Freiheit zu arbeiten? Unsere Freiheit wird die einzige stabile und dauerhafte Grundlage dafür sein, dass Palästinenser und Israelis in gegenseitiger Achtung, Gerechtigkeit, Frieden und Sicherheit leben können.“
(aus dem Kairos-Dokument ‘A Moment of Truth’, Kapitel 6.1)

(aus dem Englischen von Dr. Siegfried Zöllner)

Lesetipps zu Palästina

www-Auswahl:

Blog Dr. Viktoria Waltz: zionismus-israel-raumplanung.blogspot.com

Blog Ludwig Watzal: <http://between-the-lines-ludwig-watzal.blogspot.com/>

Per E-Mail zu bestellen (rfielenbach@karmelitenorden.de) ist ein sehr empfehlenswerter wöchentlicher kostenloser Newsletter von Pater Rainer Fielenbach – mit Analysen, Berichten, Bildern, Tipps ...

www.annadwa.org – Int. Ev. Begegnungszentrum Bethlehem (ICB)

www.palaestina-portal.eu – umfangreiches Aktuelles bzw. Archiv (Palästina-Portal des Künstlers Erhard Arendt)

www.juedische-stimme.de – Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost

Erich Fried

Höre Israel. Gedichte gegen das Unrecht

Melzer Verlag, Neu Isenburg, 192 S., brosch.

Asa Winstanley / Frank Barat (Hrsg.)

Russell Tribunal zu Palästina

Laika Verlag, Hamburg, 704 S.

Saree Makdisi

Palästina – Innenansichten einer Belagerung

Laika Verlag, Hamburg, 420 S.

Shlomi Eldar

Gaza bis zum bitteren Ende

Melzer Verlag, Neu Isenburg, 400 S., brosch.

Norman G. Finkelstein

Israels Invasion in Gaza

Edition Nautilus, Hamburg, 223 S.

Nandino Capovilla/Abuna Manuel Masallah

Ein Priester in der Hölle

Zambon Verlag, Frankfurt a.M. 2011, 159 S.

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet
ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

Verlag:

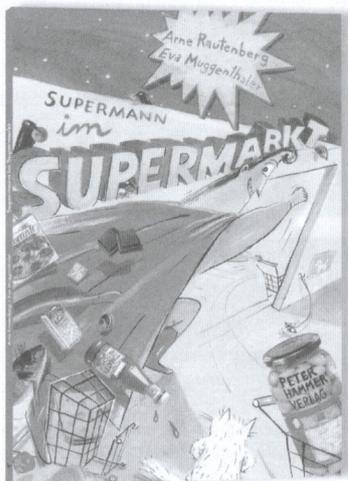
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Straße 2 · D-45768 Marl

E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

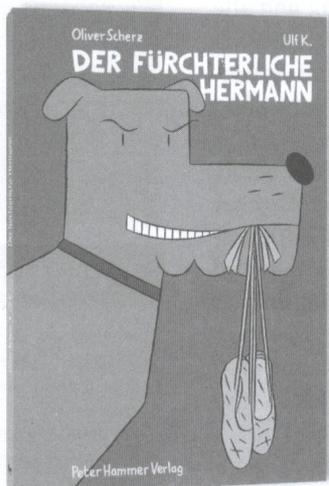
— K 12123 —

Neue Bilderbücher aus dem Peter Hammer Verlag



Arne Rautenberg (Text)
Eva Muggenthaler (Illustr.)
Supermann im Supermarkt
32 S. | geb. | ab 3 | € 14,90
ISBN 978-3-7795-0414-6

Ein herrlicher Gedanke: Supermann, der größte aller Helden, schneller als der Schall, übermenschlich stark, mit Röntgenblick und Superpuste in einem wohlgeordneten Supermarkt! Ein Bilderbuch, das auf die Ordnung pfeift!



Oliver Scherz (Text)
Ulf K. (Illustr.)
Der fürchterliche Hermann
24 S. | geb. | ab 3 | € 14,90
ISBN 978-3-7795-0417-7

Hermann ist ein grimmiger Wachhund und verbellt jeden, der sich in seine Nähe wagt. Doch dann kommt Stig auf seinem Fahrrad. Er will endlich wissen, was los ist und bald schon erfährt er, dass Hermann längst nicht so fürchterlich ist, wie er immer tut.



Sabine Lipan (Text)
Dorota Wunsch (Illustr.)
Die Weihnachtsmütze
24 S. | geb. | ab 4
kleine Ausgabe | 15 x 15 cm | € 8,50
ISBN 978-3-7795-0418-4

Noch vier Tage bis Weihnachten. Herr Melcher mag gar nicht daran denken. Alleinsein ist zu Weihnachten besonders traurig. Doch plötzlich weht ihm eine Windstoß die Mütze vom Kopf und alles kommt ganz anders ...



www.peter-hammer-verlag.de